November/Dezember 2021
Jahrgang 70 Nr. 11/12

UNSER BAYERN

BSZ Bayerische Staatszeitung
und Bayerischer Staatsanzeiger

Hinab ins Dunkel der Seele

2022 wird der 200. Todestag von E.T.A. Hoffmann begangen. Entscheidende Jahre seines Lebens verbrachte er in Bamberg. Nächtliche Spaziergänge durch dessen Altstadt inspirierten ihn. | Seite 3

Stallreine Rindviecher

Unser noch unerforschtes Bayern: Sind Wildbiesler lernfähig? | Seite 2

Sprechende Akten

Spannendes aus Archivalien des Finanzamts. | Seite 8

Von Kaffeerost und Holzzersetzern

Die größte Plizsammlung Deutschlands ist in München. | Seite 13

Für Arbeit, Sport und Freizeit

Wie und wo sich der Freistaat um die Pferdezucht kümmert. | Seite 17

Stolze Tradition

Neue Forschung zur Münchner Goldschmiedezunft. | Seite 22

Ein Schuss Frankenpatriotismus

Wie sich 1803 das Krippenverbot auswirkte. | Seite 30

Knirpse mit Mitra

Wenn Kinder in die Rolle des Bischofs schlüpfen. | Seite 36

Inhaltsverzeichnis 2021 | Seite 38

Unser noch unerforschtes Bayern

Bernhard Setzwein überlegt, ob man Volksfestbesuchern ebenso wie Rindviechern das **Wildbieseln** abgewöhnen kann

Wieder sind September und Oktober ins Land gegangen, ohne dass das weltgrößte Volksfest stattgefunden hätte, das die einen gerne mit dem harmlos verniedlichenden Ausdruck „d' Wiesn" belegen, die anderen lieber mit dem Klarnamen „Inter-Suff". Letzteres stammt übrigens von Manfred Schauer, dem legendären Betreiber des Schichtl-Theaters, jener Alt-Münchnerischen Institution, die schon Karl Valentin liebte und schätzte, weil sie nämlich alljährlich zur Oktoberfestzeit die unglaublich humorige Aufgabe übernimmt, Freiwillige aus dem Publikum ohne Ansehen ihres Standes oder ihres Geschlechts ratzfatz einen Kopf kürzer zu machen. Zwar gibt es sicherlich nicht wenige Zeitgenossen, die am liebsten Manfred Schauer dieser Aussage wegen, die Wiesn sei schon längst nichts anderes mehr als eine internationale Messeschau öffentlich ausgestellten besinnungslosen Dumm-Saufens, gleich selber unter eine Fallschwertmaschine legen würden.

Ich allerdings würde ihn herauspauken aus dieser misslichen Lage. Und das nicht nur, weil ich beide kennengelernt habe, dieses ur-münchnerische G'wachs aus Sendling und seine unverbrüchliche Liebe zur guadn, alten Wiesn, zu deren Besuch man sich übrigens früher – man merke sich dieses Unterscheidungsmerkmal gut – in den besten Anzug geschmissen hat, der daheim im Schrank hing, und nicht in irgendeine Depperl-Tracht. Eine solche verrät eben nur, zumal wenn noch ein überdimensionaler Schaumstoffmaßkrug als Kopfbedeckung hinzukommt, dass solchermaßen aufgebretzelte Gaudiburschen und Gaudimadln es auf nichts anderes abgesehen haben, als sich einem bis zur Besinnungslosigkeit ausufernden Saufgelage hinzugeben.

Man befrage einmal die Anwohner rund um die Theresienwiese, wie sie diese zwei oktoberfestfreien Jahre erlebt haben. Vermutlich würde man manch erleichtertes Aufatmen hören. Endlich einmal keine Horden von Wildbieslern, die einem Vorgärten und Hauseingänge vollwässern. Gegen die Unsitte des Urinierens nach dem Motto „wo i geh und steh" versuchte schon Gabriele Weishäupl vorzugehen, jene Frau, die 27 Jahre lang Wiesn-Chefin war. Sie belegte das Wasserlassen an den Hängen der Bavaria oder in einem schummrigen Winkel zwischen den Budenstraßen mit einem saftigen Bußgeld – eine Idee, auf die ihre männlichen Vorgänger nie gekommen waren. Vielleicht hielten sie das Nachgeben gegenüber dem Harndrang für eine naturgegebene Sache, der man nicht beikommen kann. Diese Ausrede kann in Zukunft keine Gültigkeit mehr beanspruchen.

Verhaltensforscher der Universität Auckland in Neuseeland haben nämlich durch ein Experiment nachgewiesen, dass es sogar gelingen kann, Rindviecher daran zu gewöhnen, dass sie zum Urinieren an einen ganz bestimmten Ort gehen. Bei ihrem Wasserlassen ist es nämlich problematisch, wenn sich der viele Urin mit den übrigen Fäkalien auf dem Stallboden oder der Wiesenweide vermengt und Ammoniak produziert.

Das ist gar nicht gut. Ammoniak führt unter anderem zu saurem Regen. Aber auch, wie selbst eine Studie des Umweltbundesamts beweist, „durch Reaktion mit anderen Luftschadstoffen zur indirekten Emission von Lachgas". Letzteres brauchen wir jedoch am allerwenigsten, weil die Geschichte ist ohnehin zum Schießen.

Während der Mensch also noch übt, geht das Rindviech brav aufs „MooLoo", so nämlich tauften die Verhaltensforscher in Auckland das „Muh-Klo". Die Tiere seien sehr schnell daran zu gewöhnen, mindestens so schnell wie Kinder zwischen zwei und vier Jahren. Man müsse sie nur mit einer Leckerei dafür belohnen, dass sie durch ein Tor in einen speziellen Stall trotten, um dort ihr Geschäft zu verrichten, das dann ohne weitere Folgereaktionen entsorgt werden kann. Das sind doch mal hoffnungsvolle Nachrichten: Rindviecher bringt man ohne weiteres stallrein und die Oktoberfestbesucher vielleicht noch wiesnrein.

UNSER BAYERN
Zweimonatliche Beilage der Bayerischen Staatszeitung
Herausgeber:
Verlag Bayerische Staatszeitung GmbH,
Arnulfstraße 122, 80636 München
Redaktion:
Karin Dütsch (V.i.S.d.P.)
Druckvorstufe:
PMS Print- und Medienservicegesellschaft mbH, Penzberg
Druck: Vogel Druck und Medienservice GmbH, Würzburg

Unser Bayern wird gedruckt auf mit dem blauen Umweltengel zertifizierten Papier aus 100 % Altpapier

Hinab ins Dunkel der Seele

2022 wird der 200. Todestag von E.T.A. Hoffmann begangen, der entscheidende Jahre seines Lebens in Bamberg verbracht hat

Ein durchdringendes Läuten, der gellende Ruf: Das Theater fängt an! weckte mich aus dem sanften Schlaf, in den ich versunken war… Sollte der allezeit geschäftige Satan mich im Rausche – ?“, fragt verwirrt ein von E.T.A. Hoffmann so bezeichneter Reisender Enthusiast in seiner Erzählung *Don Juan*. Im Fortgang bringt die Hauptfigur eine unheimliche, rätselhafte Begegnung mit der leibhaftigen Donna Anna aus Mozarts Oper *Don Giovanni* noch mehr durcheinander. Vorgänge voller Geheimnisse.

Das weckende Läuten ertönte 1812 in der fränkischen Stadt Bamberg, die damals gerade erwachte und zugleich verschlafen dalag – wie die gesamte geistige Welt jener Epoche. Es begab sich zu einer insgesamt etwas wirren Zeit, als die Philosophie der Aufklärung das Denken allgemein wachrüttelte mit dem Ruf: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ Zusätzlich war durch die Französische und die Industrielle Revolution sowie die Säkularisation das Leben in Politik, Arbeitswelt, Religion, Gesellschaft und Privatleben umgekrempelt worden. Bei manchen, die das nicht mehr so richtig verkraften konnten, lösten die Umbrüche Weltschmerz und gar Selbstmordgedanken aus, die Goethes *Werther* in die Tat umsetzte. Nach 1810 bahnten sich parallel dazu Tendenzen einer restaurativen Biedermeierzeit an, in deren Reigen Religion und Rokoko in ruhiger Heiterkeit wiederauflebten – wie bei einem Mozart auf der Reise nach Prag in Mörikes gleichnamiger Erzählung.

GEHEIMNISVOLLE ABGRÜNDE. Das erwähnte Läuten betätigten Universalgenies wie E.T.A. Hoffmann, welche die neuen Philosophien in Form von Literatur und Musik auf die Weltbühne brachten und die neu entstandene bürgerliche Gesellschaft mit den bis dahin unbekannten, geheimnisvollen Abgründen in der eigenen Seele konfrontierten. Man kann ohne Übertreibung sagen: Speziell nach Hoffmanns Erweckung zum Dichter während seines Bamberger Aufenthalts in den Jahren 1808 bis 1813 sollte das Bewusstsein der Menschen ein anderes geworden sein. Seine Nachwirkung noch auf Geister des 20. Jahrhunderts wie Franz Kafka oder Sigmund Freud belegen dies eindrücklich.

Die bei ihm und seinen großen Zeitgenossen auftretenden künstlichen Menschen etwa sind auch im 21. Jahrhundert weder durch Roman- noch Filmfiguren überholt worden, was die originelle Erfindung und deren geistig-hintergründige Ausgestaltung angeht. Sogar digitale oder virtuelle Roboter, beziehungsweise „kybernetische Organismen“ erscheinen weniger durchdacht als Kleists Marionetten, Büchners Puppen oder Hoffmanns Tänzerin Olimpia. Letztere markiert im Grunde einen größeren Schritt in der Geschichte des menschlichen Bewusstseins als das heute scheinbar neu Erfundene. „Ich kann wie jene Frau des Trallianus glauben, das Weltall ruhe auf meinem linken Daumen oder meine Nase sei von Glas und leuchte in den schönsten Farben prismatisch hinauf an Wand und Decke“, lässt E.T.A. Hoffmann einen Vinzenz in seinen Geschichten von den *Serapionsbrüdern* sagen – und man rätselt, ob dieser nicht sogar gleich ins 22. Jahrhundert blickt.

Dabei hat sich E.T.A. Hoffmann, der von Literaturwissenschaftlern in die romantische Epoche eingeordnet wird, seine Visionen keineswegs zielgerichtet-systematisch erarbeitet. Es war im Gegenteil geradezu eine Odyssee, eine geistige und

Hotspot des Erinnerns

Auf nächtlichen Rundwegen ließ sich E.T.A. Hoffmann inspirieren. Dem Dichter samt Kater Murr auf der Schulter begegnet man heute auf dem Bamberger Schillerplatz: Die Plastik steht vor dem nach ihm benannten Theater. Bamberg wird 2022 ein Hotspot des Erinnerns an Hoffmann sein. So bereiten die Staatsbibliotheken Bamberg und Berlin gemeinsam eine Ausstellung mit Originalhandschriften vor, das Bamberger Marionettentheater (oben Figuren von dort) will Hoffmanns *Sandmann* aufführen. Künstliche Menschenfiguren spielten im Werk des Dichters immer wieder eine Rolle.

FOTOS: JAN KOPP

Katzenberg

räumliche Irrfahrt, die den 1776 in Königsberg in Ostpreußen Geborenen 1808 in Bamberg stranden und zum Genie erwachen ließ, bevor er weiterzog, wie es nun einmal einem „reisenden Enthusiasten“ widerfahren mag. Beruflich begann seine Karriere an seinem Geburtsort mit dem Jurastudium – in Bamberg endete er erst einmal als Musiker, Maler, Kulissenbauer und Komponist, um nur einige seiner Tätigkeiten zu nennen. In der Stadt an der Regnitz war es auch, wo sich seine Berufung zum Dichter erst richtig in seiner geistigen Existenz etablierte.

UMSTURZ VON GEDANKENGEBÄUDEN. Wurden ihm aber mit dem Ausgangspunkt Königsberg nicht schon die Umwälzungen, die er auslösen sollte, in die Wiege gelegt? Über 200 Jahre vorher hatte Nikolaus Kopernikus in Frauenburg, 70 Kilometer südwestlich von Königsberg, die Ansichten des gesamten Universums revolutioniert. In seinem 1543 im fränkischen Nürnberg erstmals gedruckten Hauptwerk *De revolutionibus orbium coelestium* fügte er laut Sigmund Freud der Menschheit eine erste „Kränkung“ zu, indem er zeigte, dass nicht die Erde, sondern die Sonne im Mittelpunkt der damals bekannten Planetenbahnen stehe, was einen Umsturz vieler Gedankengebäude, insbesondere kirchlicher Weltbilder zur Folge hatte.

In Königsberg veröffentlichte Immanuel Kant 1755 seine *Allgemeine Naturgeschichte des Himmels*. Danach lehrte er, dessen Familie mütterlicherseits einst aus Nürnberg übergesiedelt war, an der Universität seines Heimatorts. Durch seine Schriften und Vorlesungen, die E.T.A. Hoffmann wahrscheinlich besuchte, schuf er eines der letzten großen philosophischen Systeme nach Platon, Aristoteles und Thomas von Aquin, indem er unter anderem seine Transzendentalphilosophie entwarf. Damit hat er auf den romantischen Königsberger Jurastudenten und späteren Dichter Hoffmann zumindest indirekt eingewirkt. Sein Kollege Friedrich Schlegel propagierte nämlich in Affinität zu Kant das romantische Programm der progressiven, in gewissem Sinne auch transzendentalen Universalpoesie, womit Julius Eduard Hitzig spätestens 1804 seinen Freund E.T.A. Hoffmann infizierte.

Das für Nichteinheimische undurchschaubare und bisweilen düstere Gassengewirr in der Bamberger Altstadt mag Symbol dafür gewesen sein, wie die vertraute Welt ins Wanken geraten war: Die Säkularisation krempelte das Verhältnis vor allem zu Kirche und Religion um. Ein Besuch in den schon zu Hoffmanns Zeiten beliebten Bier- und Weinschenken tat sein Übriges für einen verschwommenen Blick. Da fiel manchem sicher auch der Treppenaufstieg zum Bamberger Dom (gegenüberliegende Seite) in mehrerer Hinsicht nicht ganz so leicht. FOTOS: JAN KOPP

Hitzig lernte er jedoch erst in Warschau kennen. Vorher war er zu seinem Onkel ins schlesische Glogau übergesiedelt, von wo er im Anschluss an ein bestandenes Referendarexamen auf eigenen Wunsch nach Berlin versetzt wurde. Eine erfolgreich absolvierte dritte juristische Prüfung bewirkte seine Ernennung zum Assessor am Obergericht in Posen. Mit Sicherheit begegnete er dort dem einen oder anderen ausgewanderten Bamberger, denn in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beschlossen die Posener Ratsherren, Siedler aus der Umgebung von Bamberg anzuwerben, damit sie die wegen Krieg und Krankheit brachliegenden Felder in der Umgebung bebauten. Ohne es zu wissen und diesen Zusammenhang jemals zu realisieren – genauso wenig wie die Hoffmann-Biografen – kam der damalige Assessor also „a priori“, um mit Kant zu sprechen, in Berührung mit Menschen aus jener Stadt, in welcher er sechs Jahre später seine Erweckung zum Dichter von Weltliteratur erfahren sollte. Geheimnisvolle Verbindungen – ganz im Sinne der Romantiker.

Weil E.T.A. Hoffmann aber Karikaturen auf Persönlichkeiten der Posener Gesellschaft zeichnete, wurde er 1802 ins provinzielle Płock im heutigen Polen strafversetzt. 1803 erschien seine erste gedruckte Schrift, das *Schreiben eines Klostergeist-*

lichen an seinen Freund in der Hauptstadt. Ein Jahr später kam Hoffmann, schon in Posen mit seiner geliebten Michalina verheiratet, nach Warschau, wo er allerdings wegen des Einzugs der Franzosen alsbald seine Stellung verlor. Auf diese Weise verschlug ihn das Schicksal wie den mythischen Odysseus in eine andere Stadt, diesmal wieder zurück nach Berlin. Dort musste sich der arbeitslos gewordene, herumirrende preußische Beamte um einen neuen Broterwerb kümmern. Nunmehr sah er seine Zukunft endgültig auf künstlerischem Gebiet: als Maler oder Musiker. Schon mit elf Jahren hatte er ersten Musikunterricht genossen, bald darauf widmete er sich in Mußestunden zusätzlich dem Komponieren und besuchte eine Aufführung von Mozarts *Don Giovanni*.

TRANK DER UNSTERBLICHKEIT. Im November 1807 endlich erhielt er als Antwort auf seine Suchanzeige das Angebot des Grafen von Soden, dem Direktor des Bamberger Theaters, an der Regnitz Musikdirektor zu werden – wenn er zur Probe das Soden'sche Opernlibretto *Der Trank der Unsterblichkeit* vertone. Zu Beginn des nächsten Jahres nahm E.T.A. Hoffmann diesen Trank gleichsam zu sich, bestand die Probe und kam am 1. September 1808 in Bamberg an.

Eine Wohnung fand er im Haus an der Nonnenbrücke 10. Die Straße erhielt später diesen Namen in Erinnerung an das ehemals angrenzende und im Zuge der Säkularisation aufgelöste Nonnenkloster der Clarissen. Als Hoffmann in Bamberg ankam, war es, wie so manches andere Kloster, in eine Kaserne umgewandelt worden – für viele eine zwar neue, aber verkehrte, fast schon verrückte Welt. Die Nonnenbrücke führte über einen

Das schlechte Gewissen scheint Anselmus arg geplagt zu haben: In einem Türknauf erkennt er das grinsende Gesicht einer Apfelhändlerin, deren Korb er rüpelhaft umgestoßen hatte. Vor Schreck fällt er gar in Ohnmacht. In dieser Szene aus *Der goldene Topf* beschrieb Hoffmann den metallenen Türknopf am Haus Eisgrube 14 in Bamberg, wo er oft seinen Freund und Verleger Carl Friedrich Kunz besuchte. Heute entdeckt man dort eine Kopie des „Apfelweiblas", das Original ist im Historischen Museum der Stadt. FOTO: JAN KOPP

der vielen Wasserläufe in der Bamberger Inselstadt. Im Unterschied dazu trug die sogenannte Geistliche Bergstadt weitere Kirchen und Klöster, neben dem Domstift beispielsweise das der Karmeliten oder das Kloster Michaelsberg, die bis zur Säkularisation 1802 in eigenen Rechtsbezirken lagen, den „Immunitäten", teilweise jenseits von Toren oder Ummauerungen.

All diese Strukturen waren für E.T.A. Hoffmann noch deutlich erkennbar, die Grundeinteilung Inselstadt im Regnitztal und Geistliche Bergstadt auf den angrenzenden Hügeln ist heute noch augenfällig. Unser Dichter muss einerseits vom Gassengewirr in der ganzen Stadt schaurig ergriffen worden sein; andererseits zog es ihn wegen deren Dunkelheit und Enge fast täglich in die offene Landschaft hinaus, die heute noch an vielen Stellen direkt an die aus dem Mittelalter bewahrten Gässchen angrenzt.

„Am Michaelistage, eben als bei den Karmelitern die Abendhora eingeläutet wurde, fuhr ein mit vier Postpferden bespannter stattlicher Reisewagen donnernd und rasselnd durch die Gassen des kleinen polnischen Grenzstädtchens L. und hielt endlich still vor der Haustür des alten teutschen Bürgermeisters", heißt es zu Beginn von Hoffmanns Erzählung *Das Gelübde* aus der Sammlung *Nachtstücke* – eine wohl von Bamberg inspirierte Szene, geschrieben in seiner typischen Erzählform: Mehrere Vorgänge geschehen gleichzeitig, vieles überraschend, manchmal in einem winzigen Augenblick.

VERWIRREND VERWINKELT. Barocke Fassaden und mittelalterliche Gebäude kannte Hoffmann bereits aus Warschau oder Posen; etwas Besonderes waren in Bambergs Innenstadt die verwirrenden Parzellierungen der Grundstücke, auf denen sich noch heute sehr kleine Häuschen mit palastartigen Gebäuden auf winzigen Inseln abwechseln. Geheimnisvolle Gassen, Wasserläufe, Brücken, Stege, Durchgänge, Mühlenverschläge, Durchschlupfe, Kanäle, Übergänge und Aufgänge, die unvermittelt zu Treppen, Terrassen, Abzweigungen und Kreuzungen führen, bilden nach wie vor ein Labyrinth, das für die Darstellung einer geistig scheinbar ungeordneten, aber doch noch im katholischen Glauben geborgenen Welt keine bessere Vorlage bieten kann.

So ein kleines, verwinkeltes Häuschen, im Erdgeschoß nur so breit wie eine Tür und ein Fenster daneben, bezog E.T.A. Hoffmann mit Michalina 1809, weil er sich die erste Wohnung nicht mehr leisten konnte. Die Zusammenarbeit mit dem Theater, insbesondere mit dem Orchester, war nämlich wegen der Unfähigkeit des Personals gescheitert. „Neue angenehme Wohnung bezogen mit herrlicher Aussicht in Berg und Tal. Auch ein

Seine nächtlichen Spaziergänge werden E.T.A. Hoffmann sicher auch unweit seiner Wohnung an die Regnitz geführt haben, wo sich im unergründlich-tiefdunklen Wasser die Concordia wie ein venezianischer Palazzo spiegelt. FOTO: JAN KOPP

Poetenstübchen dabei!“, notierte er etwas euphemistisch in seinem Tagebuch und begann alsbald Berge und Täler Bambergs zu durchmessen.

Die Bamberger sahen also ein relativ kleines, vielleicht etwas zappelig und hüpfend gehendes Männlein, mit Frack, Stock und Zylinderhut über die Mühlbrücken auf den Stephansberg steigen, durch enge Gassen irrend, gesäumt von manch prächtiger Barockfassade. Wären die zugehörigen Paläste freistehend, vielleicht auf dem Lande, würden Touristen heute allein wegen einem einzigen davon mit gut gefüllten Bussen hinfahren.

„Sköne Oke! Sköne Oke!“, ruft der plötzlich aufgetauchte Händler Coppola in Hoffmanns Erzählung *Der Sandmann* und verscheucht Kinder und Gespenstergläubige. „Ei, nix Wetterglas, nix Wetterglas! – hab auch sköne Oke – sköne Oke!“ Die Hauptfigur Nathanael ist entsetzt: „Toller Mensch, wie kannst du Augen haben? – Augen – Augen?“ Nathanael ist nicht der einzige, der bei Hoffmann mit gespenstischen, unerklärlichen Erscheinungen fertig werden muss. Ähnlich geht es dem Studenten Anselmus in der Erzählung *Der goldene Topf* mit einem Türklopfer, der mit einem runden Gesicht verziert war. Als er ihn ergreifen wollte, „verzog sich das metallene Gesicht im ekelhaften Spiel blauglühender Lichtblicke zum grinsenden Lächeln“ und rief ihm „Du Narre – Narre – Narre!“ zu.

Wer nicht an Gespenster glaubt, kann den Türklopfer noch heute an der Eingangstür des Hauses Eisgrube 14 am Bamberger Stephansberg besichtigen. Es muss ja nicht um Mitternacht sein, ohne Augengläser oder gar bei Vollmond, wenn die letzten Kutschen über das Pflaster rasseln und die schwarzen, gotischen Strebepfeiler von der nahen Oberen Pfarrkirche wie das Hoffmann’sche „Schwarze Tor“ die barocke Hausfassade mit mittelalterlichen Tönen finster und geheimnisvoll übermalen. Vielleicht lösen sich so manche Geheimnisse, wenn man einzelne kunstgeschichtliche Entwicklungen in Bamberg einmal genauer betrachtet. *Andreas Reuß*

Lesen Sie im nächsten *Unser Bayern*

... von sprechenden Hunden und dem legendären Kater Murr, beziehungsweise wie der Dichter Tiere, Doppelgänger und Gläser als neue literarisch-philosophische Aspekte etablierte. Im Folgebeitrag geht es zudem um Hoffmanns Armut und die Zeit des Pauperismus, zudem um seine Neigung, es nicht nur bei einem Schoppen Wein zu belassen. Oft schrieb er unter Alkoholeinfluss und obendrein zurückgezogen in Katakomben Bambergs. FOTO: JAN KOPP

Unser Bayern Ausgabe Januar/Februar 2022 erscheint am 14. Januar.

Sprechende Akten

Unterlagen aus dem Finanzamt verraten viel über die Wirtschaftsgeschichte, den Alltag und Persönliches

Mit Ausnahme von Steuerberatern und Finanzbeamten stoßen Steuerakten im Allgemeinen nur bei einem begrenzten Publikum auf gesteigertes Interesse. Welch unerwarteter historischer Quellenwert sich jedoch darin verbergen kann, zeigte sich bei der Erschließung einer bisher völlig unbearbeiteten Abgabe im Staatsarchiv München. Es handelt sich dabei um einen Bestand von rund 50 bis 60 Umzugskartons, die von Münchner Finanzämtern schon Ende der 1980er-Jahre zur Archivierung abgegeben wurden. Durch ein im Februar 2020 gestartetes Erschließungsprojekt konnten bislang über 50 Prozent des Bestands bewertet und rund 600 Akten einbehalten und verzeichnet werden. Dabei ließen sich die Akten in drei Gruppen unterschiedlicher Steuerarten aufteilen:

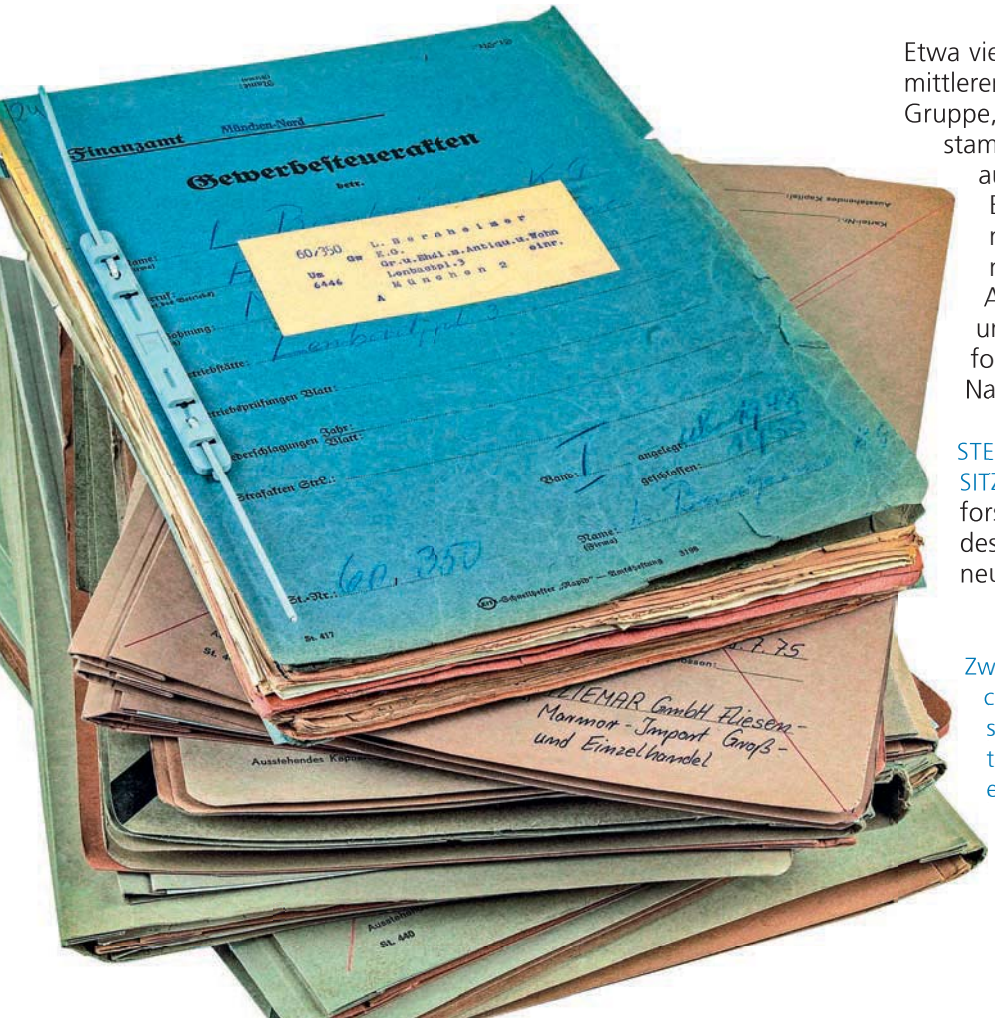
Sowohl die bisher größte als auch die kleinste dieser Gruppe stammt aus dem Finanzamt München für Grundbesitz und Verkehrssteuern. Bei der ersten handelt es sich um Akten vorwiegend aus den 1960er- und 1970er-Jahren über Gesellschaftsteuer, die Unternehmensformen wie GmbHs und AGs zu entrichten hatten. Diese Akten enthalten in der Regel notarielle Gründungsurkunden und Jahresabschlüsse, dazu kommen häufig Zusatzakten über Börsenumsatzsteuer und Betriebsprüfung sowie die von den Unternehmen gegründeten Kommanditgesellschaften. Diesem großen Bestand steht die kleinste Gruppierung gegenüber, die Erbschaftsteuerakten aus den 1950er- bis 1980er-Jahren enthält. Diese Akten betreffen natürlich nur Privatpersonen.

Eingeschränkt zugänglich

Steuerakten unterliegen zur Wahrung des Steuergeheimnisses der 60-jährigen Schutzfrist gemäß § 11 Abs. 3 des Bundesarchivgesetzes. Benutzbar sind derzeit also Akten mit Laufzeitende bis 1960.

Etwa vier bis fünf Umzugskartons und damit den mittleren Umfang des Akteneingangs umfasst die Gruppe, die aus dem Finanzamt München-Nord stammt. Es handelt sich dabei um Unterlagen aus den 1930er- bis 1950er-Jahren über Einkommensteuer, Umsatzsteuer und Vermögensteuer von vorwiegend Einzelunternehmern aber auch Gesellschaften. Diese Akten sind zwar besonders verschmutzt und von Papierfraß betroffen, für die Erforschung des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit jedoch besonders interessant.

STEUERVERWALTUNG UND „JÜDISCHER BESITZ". Ergänzend zu den bereits intensiv beforschten „Steuerakten rassisch Verfolgter" des Staatsarchivs München erweitern die neu erschlossenen Archivalien der 1930er-



Zwischen vielen Kladden lassen sich Schriftstücke zum lohnenden Studium entdecken. Beispielhaft ist der Akt der Münchener Antiquitätenfirma Bernheimer für die Rückerstattung enteigneten Besitzes durch die Nationalsozialisten. FOTO: BHSTA/DORIS WÖRNER

Otto Bernheimer (rechts) hatte 1918 die Geschäftsführung des väterlichen Antiquitätenhauses übernommen. Er entkam der KZ-Inhaftierung in Dachau und emigrierte. 1945 kehrte er zurück und erreichte die Restituierung des Familienbesitzes. Links das Bernheimer Palais am Münchner Lenbachplatz (1893), daneben Antikes im Hof des Anwesens (1958).
FOTOS: BSB BILDARCHIV/FELICITAS TIMPE, DPA/GEORG GÖEBEL

und 1940er-Jahre die Quellengrundlage zur Verfolgung und Ausplünderung jüdischer Deutscher durch die Finanzverwaltung. Von Enteignung und Arisierung spricht etwa deutlich die Akte der bekannten Antiquitätenhandlung L. Bernheimer K.G. (Finanzämter 35491). Die 1864 gegründete Firma wurde 1938 enteignet und hieß bis zur Rückerstattung „Münchner Kunsthandelsgesellschaft" und „Kameradschaft der Künstler". Die Familie Bernheimer inhaftierte man zunächst im KZ Dachau und zwang sie dann zur Ausreise. Kurz nach Kriegsende kehrte Otto Bernheimer nach München zurück und kümmerte sich um die Restitution und den Wiederaufbau des Familienbesitzes; 1948 erreichte er die Rückerstattung der Firma. Die ältesten Schriftstücke der Steuerakte stammen aus dieser Zeit, ihre Laufzeit reicht jedoch bis in das Jahr 1959.

Über Informationen zur Geschichte der Arisierung und Wiedergutmachung hinaus ist die Steuerakte Bernheimer noch aus einem anderen Grund hochinteressant: Neben Bilanzen und Gewinnfeststellungen enthält sie umfangreichste Inventarlisten aus dem Jahr 1948, die besonders für Provenienzforscher relevant sein dürften. Aufgeführt werden hier im Detail große Bestände über Wertpapiere, Ladeninventar, Immobilien, Möbel, Kurzwaren, Gobelins, Teppiche, Stoffe, Stickereien, Steine und vieles mehr. Daneben finden sich auch Aufzeichnungen über Antiquitäten, die bei Fliegerangriffen beschädigt worden waren. Eine Bemerkung am Ende jeder Liste teilt dem Finanzamt mit, dass diese Listen nur nach den Lagerbüchern erstellt wurden, da eine Inventur vor Ort zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte. Gelegentliche Streichungen von bestimmten Posten könnten bedeuten, dass diese Artikel aus dem Bestand verschwunden, in den Lagerbüchern jedoch noch verzeichnet waren.

KULTUR- UND ALLTAGSGESCHICHTE. Die Diktatur und die Barbarei des Dritten Reiches hatte für die jüdische Bevölkerung verheerende Folgen. Wie auch die nichtjüdische Bevölkerung unter den Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs litt, zeigt sich in nahezu sämtlichen Steuerakten. Die Formulare, Anträge und Anschreiben der Steuerpflichtigen erzählen von Rationierung, Sonderausgaben für Luftschutzräume, Zerstörung und Verlust von sämtlichem Hab und Gut nach der Bombardierung durch die Alliierten, von Militärdienst, Kriegsgefangenschaft oder Tod der Firmenangestellten, Familienangehörigen oder den Steuerpflichtigen selbst.

Die Kunst- und Antiquitätenhandlung Julius Böhler (Finanzämter 35478) bat das Finanzamt jährlich wiederkehrend um Fristverlängerung zur Abgabe der Steuererklärung, da der Hauptteilhaber

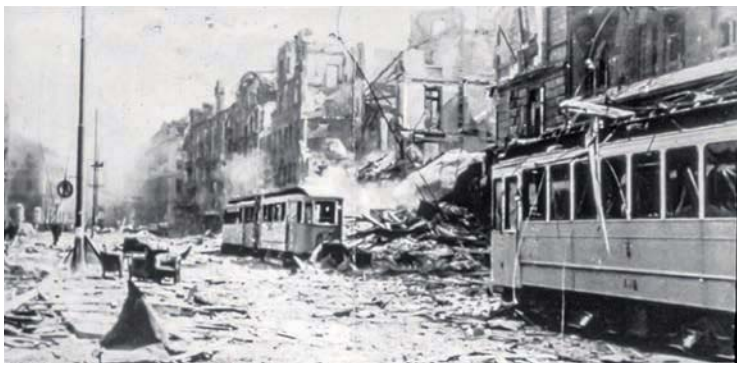
Die Bombardierung Münchens bedeutete für viele Familien Tod und wirtschaftlichen Ruin. Die Steuerakten erzählen auch von vielen menschlichen Tragödien. Die Aufnahme des Fliegerangriffs auf München im Juli 1944 machte der Architekt Tino Walz von einem Turm der Münchner Frauenkirche aus.
FOTO: BSB BILDARCHIV/TINO WALZ

Die Steuerakten der weltberühmten Münchner Filmfirma ARRI (Arnold und Richter) dokumentieren, was im Nationalsozialismus auf Kinoleinwänden flimmerte: Einer der Kassenschlager war Georg Jacobys *Frauen sind doch bessere Diplomaten* (1941) – oben eine Szene mit Marika Rökk und Willy Fritsch. ARRI machte sich aber vor allem mit seiner Filmtechnik einen Namen. Der Arri-Filmwagen wurde vor 1933 fotografiert. Legendär ist die erste seriell produzierte Spiegelreflexkamera Arriflex, die auch die Wehrmacht an der Ostfront einsetzte. FOTOS: SZ PHOTO, BSB BILDARCHIV/HOFFMANN

der Firma einberufen worden war. Ein anderes Schreiben zeigte dem Finanzamt den Verlust von Buchhaltungsunterlagen an, die beim Fliegerangriff vom 12. Juli 1944 verbrannt waren. An diesem Tag verlor auch der Kunsthändler Leo Olaf Bittner (Finanzämter 35484) den Gewinn eines verkauften Ölgemäldes, wie er am 10. August 1944 dem Finanzamt berichtete: Ein Freund hatte das Bild für ihn verkauft. Als der den Erlös überbringen wollte, wurde er mit dem Geld in der Tasche von dem Fliegerangriff überrascht und kam ums Leben. Bittner erfuhr erst Tage später davon, er hatte nicht nur seinen Freund, sondern auch das Geld verloren, das die Schulden beim Finanzamt hätte begleichen sollen. Ein anderes Gemälde Bittners war in der (vermutlich Neuen) Pinakothek zur Restaurierung – auch dieses ging verloren.

Ein anderes Schlaglicht auf das Leben in Kriegszeiten wirft die Akte von August Schmauss (Finanzämter 35522), Physiker und Meteorologe an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Der Klimatologe war Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Akademien und hat als erster die Singularität in der Meteorologie beschrieben: Witterungsfälle, die eigenartigerweise mit einer gewissen Regelmäßigkeit im Jahreslauf wiederkehren – wie der Altweibersommer, die Schafskälte oder die Hundstage. Der Professor (1877 bis 1954) war in Krisenzeiten ebenfalls von Rationierungsmaßnahmen betroffen und musste als Einlagebogen zu seiner Steuererklärung für 1943 die Rückseiten von handbeschriebenen Wetterkarten benutzen. Aus diesem Grund enthalten seine Steuerakten nicht nur finanzielle, sondern auch meteorologische Hochs und Tiefs.

Besonders interessant für die Kulturgeschichte des Zweiten Weltkriegs ist die Akte von August Arnold (Finanzämter 35499). Arnold hatte 1917 mit seinem Schulfreund Robert Richter die Firma Arri gegründet und entwickelte 1937 die legendäre Arriflex-Kamera, die erste Spiegelreflexfilmkamera, die in Serie gebaut und auch von der Wehrmacht benutzt wurde. Die Münchner Arri AG oder Arri Group ist bis heute einer der weltweit führenden und mehrfach mit dem „Technik-Oscar“ ausgezeichneten Anbieter für Film- und Kinotechnik. In den 1940er-Jahren betrieb Arnold außerdem ein Kino in Buchloe, für das er Gewerbe-, Umsatz- und Einkommensteuer zu entrichten hatte. Um dem Finanzamt eine möglichst genaue Übersicht über die Betriebsausgaben zu vermitteln, erstellte Arnold für die Jahre 1941, 1942 und 1943 Listen über die Ein- und Ausgaben, die bei einem laufenden Kinobetrieb zu dieser Zeit anfielen. Dazu gehörten detaillierte Angaben über die Ausstattung des Kinos, Instandhaltungsaufwendungen und natürlich auch die dort vorgeführten Filme. Die Filmlisten zeigen ein deutliches Bild der nationalsozialistischen Filmpolitik:



Trümmer über Trümmer mussten beseitigt werden (hier die Münchner Bayerstraße im Juli 1944). In dem Aktenbestand der 1930er- und 1940er-Jahre entdeckt man auch Unterlagen, die an die Arbeitsgemeinschaft Trümmerschuttverwertung (Finanzämter 35513) erinnern. Diese Gesellschaft war 1948 gegründet worden, um den Bergen von Trümmerschutt nach Kriegsende Herr zu werden. 1949 löste sie sich allerdings schon wieder auf – anders als die bekanntere Frankfurter Trümmerverwertungsgesellschaft, die bis 1964 bestand. FOTO: BSB BILDARCHIV/TINO WALZ

Vorgeführt wurden zahlreiche heitere Unterhaltungsfilme (*Der verkaufte Großvater*, 1942), romantische Filme in denen sich Unterhaltung mit Propaganda vermischte (*Die große Liebe*, 1942), Kriegsfilme (*U-Boote westwärts!*, 1941) und antisemitisch nationalsozialistische Propagandafilme (*Der ewige Jude*, 1941). Aufschlussreich sind die Einspielergebnisse, die über Erfolg und Misserfolg beim Publikum berichten. Kein kommerzieller Erfolg war der aggressive Pseudo-Dokumentarfilm *Der ewige Jude* (Einnahmen 221,20 Reichsmark) – vielen Besuchern waren die Darstellungen des Films zu drastisch, die Kinobetreiber waren zum Teil zur Aufführung des Films verpflichtet. Der Film ist heute aufgrund seines volksverhetzenden und rassistischen Inhalts nicht mehr freigegeben und nur noch in einer speziellen, kommentierten Fassung zu sehen. Ganz deutlich stechen aus der Auflistung für 1943 die Einnahmen der ersten beiden deutschen Farbfilme heraus: der Musikfilm *Frauen sind doch bessere Diplomaten* mit Marika Rökk und Willy Fritsch (Einnahmen 1103,80 Reichsmark) sowie *Die Goldene Stadt* von Veit Harlan und mit dessen Ehefrau Kristina Söderbaum in der Hauptrolle (Einnahmen 1428,20 Reichsmark) – dieser Film wurde 1945 wegen seiner rassistischen Aussagen von den Alliierten kurzfristig verboten.

PROMINENTE UND UNERWARTETE LEBENSLÄUFE. Von persönlichen Lebensumständen liest man vor allem in Erbschaftsteuerakten der 1950er- bis 1980er-Jahre, bei diesem Bestand scheint es sich um den Inhalt eines „VIP-Schranks" des Finanzamts München gehandelt zu haben: Hier finden sich Akten über Margaretha von Opel (1963 gestorben, Finanzämter 35731), Avery Brundage (IOC-Präsident, letztmals bei den Olympischen Sommerspielen in München, 1972, gestorben 1975 in Garmisch-Partenkirchen, Finanzämter 35658) und Kronprinz Rupprecht von Bayern (1955 gestorben in Schloss Leutstetten bei Starnberg, Finanzämter 35656). Die Akte Brundage zeigt, dass sich das Finanzamt bei der Ermittlung der Erbmasse zur Berechnung der Erbschaftsteuer nicht nur für die üblichen Inventarlisten interessierte, sondern ebenso Informationen aus Zeitungen und Magazinen bezog. Aus diesem Grund entdeckt man in der Akte auch den Artikel der Münchner *Abendzeitung* „Einsam bleibt die Witwe mit den Millionen zurück", ebenso einen *Stern*-Beitrag über die Begräbnisfeierlichkeiten und das Erbe.

Nach Ablauf der Schutzfrist im Jahr 2037 dürfte für Provenienzforscher besonders die Akte des Regisseurs und Schauspielers Erik Charell interessant sein, der 1974 in München starb (Finanzämter 35661). Charell (eigentlich Erich Karl Loewenberg) drehte vor allem Revuen, Operetten und Musikfilme (unter anderem *Der Kongress tanzt*, 1931, mit Lilian Harvey und Willy Fritsch), arbeitete mit vielen, später berühmten Stars (zum Beispiel Marlene Dietrich) und entdeckte 1928 die Comedian Harmonists. Als jüdischstämmiger Deutscher entkam er dem NS-Regime durch Migration in die USA, wo er sein Glück in Hollywood suchte – aber erfolglos blieb. Nach dem Krieg kehrte er nach München zurück, 1950 gelang ihm mit der musikalischen Komödie *Das Feuerwerk*

Die Brüder Erik und Ludwig Charell (mit Katalog) bei der Großen Kunstausstellung im Münchner Haus der Kunst, 1952. Beide waren renommierte Kunstsammler. Erik war ursprünglich Schauspieler, Regisseur und Produzent zum Beispiel von Operettenfilmen wie *Der Kongress tanzt*. FOTO: BSB BILDARCHIV/FELICITAS TIMPE

Genügend Stoff für einen Krimi bietet die Akte über die Serge Kirchhoff GmbH Deutschland. Hinter dem Namen verbarg sich Udo Rolf Proksch, dem auf der Flucht allerdings selbst eine Gesichts-OP nicht half. Hier ist er vor dem Wiener Justizpalast im Februar 1990 zu sehen. FOTO: SZ PHOTO

am Staatstheater am Gärtnerplatz noch ein großer Erfolg. In den 1960er-Jahren wandte sich Charell von der Bühne ab und widmete sich dem Aufbau einer beeindruckenden Kunstsammlung, die er gemeinsam mit seinem Bruder Ludwig besaß. Als Erik Charell starb, bestand die Sammlung aus zahlreichen Lithografien Toulouse-Lautrecs und anderen Bildern moderner Kunst von beeindruckenden Namen wie Picasso, Degas, Matisse, Rodin und Gaugin. Die Sammlung wurde teils vererbt, teils bei Sothebys versteigert.

WER DAHINTER STECKT. Aus der größten Gruppe der Steuerakten über Gesellschaftsteuer, lassen sich nicht so viele persönliche Details über die Steuerpflichtigen herauslesen – die Akten betreffen kaum Einzelpersonen, sondern Gesellschaften wie GmbHs, KGs oder AGs. Interessant sind hier vor allem die Persönlichkeiten, die als Gesellschafter hinter den Unternehmen stehen und deren Identitäten sich durch Internetrecherche ermitteln lassen. Dazu gehören Schauspieler, Wirtschaftsgrößen, Nobelpreisträger, Widerstandskämpfer, Geheimagenten unterschiedlicher Dienste, Waffenhändler, Mäzene, Politiker oder Personen, die aufgrund ihrer geradezu haarsträubenden Biografien interessant sind.

Beispielhaft sei die Akte der Serge Kirchhofer GmbH Deutschland (Finanzämter 35979) genannt. Eine kurze Recherche im Internet ergibt, dass sich hinter Serge Kirchhofer der Unternehmer und Designer Udo Rudolf Proksch verbirgt, der diesen Namen als Pseudonym benutzte. Proksch galt in den 1960er- und 1970er-Jahren als Enfant terrible der Wiener Gesellschaft und fiel vor allem durch seinen exzentrischen Lebensstil, seine hervorragenden Verbindungen zur politischen Elite sowie allerlei bizarre Geschäftsideen auf. So war er Gründungsmitglied des Club 45, einer Seilschaft der sozialdemokratischen Elite Österreichs, die ihren Sitz in der Hofzuckerbäckerei Demel hatte (die im Übrigen Proksch sogar gehörte). Zudem gründete er den Verein der Senkrechtbegrabenen und den Verein CuM (Civil und Militär), für den er über seine guten Kontakte zur Politik ausgemustertes Militärgerät (etwa Flugzeuge und Lastwägen) zum „Krieg spielen" erhielt. Laut den online einsehbaren Protokollen aus dem später damit befassten Untersuchungsausschuss muss es sich dabei um genug Material gehandelt haben, um eine kleine Armee auszurüsten. Im Zentrum des Lucona-Skandals, der in den 1980er-Jahren die österreichische Politik erschütterte, wurde er nach einer turbulenten Flucht durch Europa und Asien samt Namenswechsel und Gesichts-OP 1989 geschnappt und 1992 als Betrüger und sechsfacher Mörder verurteilt; er starb 2001 im Gefängnis. Bei dem Fall Lucona handelte es sich um einen versuchten Versicherungsbetrug mit falsch deklarierter Fracht – die Lucona war 1977 im Indischen Ozean explodiert und gesunken, sechs Tote und sechs Schwerverletzte gingen auf das Konto von Proksch und seinem Komplizen.

Stephanie Günther

UNSER BAYERN
Die regelmäßige Beilage der Bayerischen Staatszeitung
Bayern im Blick
Daten, Fakten, Hintergrundberichte
Die Bayerische Staatszeitung im Jahresabonnement.
Jeden Freitag. Auch digital.
Jetzt bestellen: Tel. 089/29014259
Wer sie abonniert, profitiert.
bayerische-staatszeitung.de/abo
BSZ Bayerische Staatszeitung und Bayerischer Staatsanzeiger

Von Kaffeerost und Holzzersetzern

In München findet man eine der größten und artenreichsten Pilzsammlungen Deutschlands

Bei Kaffeesträuchern kann er zum kompletten Laubverlust und zum Absterben der Gehölze führen: der Kaffeerost (Hemileia vastatrix), ein bis heute gefürchteter Pflanzenschädling aus der Gruppe der Rostpilze. 1861 trat er erstmals in Ceylon, dem heutigen Sri Lanka, auf und verbreitete sich schnell auf der Insel, die damals zu den wichtigsten Kaffeeproduzenten der Welt gehörte. Der Schaden war immens, ganze Kaffeeplantagen fielen dem Kaffeerost zum Opfer. Das hatte zur Folge, dass die meisten ceylonesischen Kaffeebauern auf den Anbau von Teepflanzen umstellten. Manche Leute sagen sogar, der Pilz sei dafür verantwortlich, dass die Briten, damals Kolonialherren von Ceylon, zum Volk der Teetrinker wurden.

Den Kaffeerost nennt Dagmar Triebel an erster Stelle, wenn sie von ihren Schützlingen spricht, für die sie als wissenschaftliche Kuratorin im altehrwürdigen Institutsgebäude am Botanischen Garten in München-Nymphenburg die Verantwortung trägt. Gemeint sind die Hundertausende von Sammlungsstücken, die zum Inventar der Münchner Pilzsammlung gehören, der größten und typenreichsten Sammlung herbarisierter Pilze in Deutschland.

RÄUMLICH KONZENTRIERT. Organisatorisch der Botanischen Staatssammlung zugeordnet und damit ein Ableger der Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlungen Bayerns (SNSB), ist die Münchner Pilzsammlung seit ein paar Jahren in einem einzigen großen Raum mit Blick auf den Botanischen Garten untergebracht, im selben Gebäude, wo auch die über drei Millionen Pflanzenbelege der Botanischen Staatssammlung ihr Zuhause haben. Man sei froh, dass die Sammlung nicht mehr wie früher auf verschiedene Räume und unterschiedliche Stockwerke verteilt sei, sagt Diane Falkenberg, die technische Mitarbeiterin, die sich um die Bestände kümmert. Sie holt mehrere Exemplare des Kaffeerosts aus einem der vielen hohen Stahlschränke. An den getrockneten Blättern des Kaffeestrauchs, die vom Pilz befallen sind, fallen ein paar große und kleine orangerote Flecken auf. Die infizierten Blätter sind in beschrifteten Umschlägen aufbewahrt, die auf Karton aufgeklebt sind. Man liest, dass das eine Pilzexemplar 1898 auf der französischen Insel La Réunion gesammelt worden ist, das andere aus dem Jahr 1902 stammt, als der Schädling in Usambara im damaligen Deutsch-Ostafrika aufgetreten ist.

Kaffeerost kann ganze Ernten vernichten. Vor allem zu Beginn der Regenzeit verbreiten sich die Pilzsporen schnell. FOTO: PETRA RASCHKE

Gleich neben dem Kaffeerost entdeckt man einen weiteren Pflanzenschädling: den Erreger der Kraut- und Knollenfäule an Kartoffeln (Phytophthora infestans). Dieser Pilz, der auch Tomaten und andere Nachtschattengewächse infizieren kann, fällt anfangs nur durch ein paar dunkelbraune Flecken an den Blättern auf. Wie der Kaffeerost kann er enorme wirtschaftliche Schäden anrichten. So hatte der Schädling während des 19. Jahrhunderts auf den Kartoffeläckern Irlands Einzug gehalten und brachte dort einen Großteil der Ernte zum Faulen. Große Hungersnöte auf der Insel waren die Folge, was nicht wenige Iren

Die Kartoffelfäule wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Amerika nach Europa eingeschleppt mit mancherorts verheerenden Missernten: In Irland, wo die Kartoffel damals Hauptnahrungsmittel war, starben in der „Großen Hungersnot" zwischen 1845 und 1849 rund eine Million Menschen. FOTO: PETRA RASCHKE

dazu veranlasste, ihre Heimat zu verlassen und nach Amerika auszuwandern.

Diese beiden Beispiele aus der Münchner Pilzsammlung zeigen, dass das Reich der Pilze nicht nur aus Pfifferlingen, Steinpilzen und anderen Großpilzen besteht und deren Fruchtkörper mit bloßem Auge zu erkennen sind. Dazu gehören vielmehr auch ganz wesentlich unauffällige Kleinpilze, die auf Pflanzen parasitieren.

Weder Tier noch Pflanze, besiedeln die Pilze nahezu jeden Lebensraum der Erde. Egal ob groß oder klein: Gemeinsam ist diesen komplexen und teilweise bizarr anmutenden Lebewesen das feine Geflecht an Pilzfäden, mit dem sie die Nährstoffe aus ihrer Umgebung holen. Nach Art der Sporen, mit denen sie sich vermehren, und der Bauweise der Sporenbehälter lassen sich die Pilze in verschiedene Klassen und Ordnungen einteilen – ein Metier für Spezialisten, denn die meisten Laien haben schon Schwierigkeiten, zwischen essbaren und nicht essbaren, zuweilen tödlichgiftigen Schwammerln unterscheiden zu können.

Eine Infektion von Getreide und Gräsern mit dem Purpurbraunen Mutterkornpilz führt zu Körnerbildungen an den Ähren. Der Name Mutterkorn verweist auf die wehenauslösende Wirkung der Körner. FOTO: PETRA RASCHKE

AUFBAU ALS WISSENSCHAFTLICHE SAMMLUNG. Die Geschichte der Münchner Pilzsammlung ist eng mit jener der Botanischen Staatssammlung verbunden, weil man bis ins späte 20. Jahrhundert hinein die Pilze im Pflanzenreich verortete. Ihren Ursprung haben beide Sammlungen in der Regierungszeit des ersten bayerischen Königs, Max I. Joseph. 1813 nämlich konnte die Königlich Bayerische Akademie der Wissenschaften die Pflanzensammlung des Johann Christian Daniel von Schreber (1739 bis 1810), Naturforscher und Direktor des Botanischen Gartens in Erlangen, aufkaufen und nach München holen. Damit war der Grundstock gelegt, das vom König überlassene Naturalienkabinett, zu dem auch die eine oder andere Pflanzenrarität gehörte, zu einer zeitgemäßen wissenschaftlichen Sammlung auszubauen. Hinzu kamen 1826/27 die Herbarbestände der Universität, als diese von Landshut (ursprünglich Ingolstadt) nach München verlegt wurde. Untergebracht war das Herbarium Regnum Monacense, dessen älteste Pilzbelege aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammten, im Akademiegebäude „Wilhelminum" in der Neuhauser Straße. Seit 1813 leitete Franz de Paula von Schrank (1747 bis 1835) das Herbarium. Schrank zählte zu den bedeutendsten Botanikern Bayerns.

Den Pilzen allerdings räumte der Universitätsprofessor nur „den letzten Platz im Pflanzenreiche" ein. Sie hätten „beynahe alle ohne Ausnahme keinen unmittelbaren Nutzen für den Menschen" und „scheinen blos da zu seyn, einer großen Menge Insekten Nahrung und Aufenthalt zu geben." Selbst Champignons und Trüffel würden „einen guten, vortrefflich verdauenden Magen" erfordern, so Schrank, und wären „ungesund". Dementsprechend platzierte der Professor das Kapitel über Pilze, in dem er 200 verschiedene Arten aus der Gegend von Ingolstadt erwähnte, auch ganz ans Ende seiner „Baierischen Flora". Schranks Nachfolger Carl Friedrich Philipp von Martius (1794 bis 1868, bekannt durch seine mit Johann Baptist von Spix unternommene Brasilienreise) befasste sich ebenfalls nur am Rande mit Pilzen.

Dass es trotzdem im 19. Jahrhundert und danach mit der Mykologie (Pilzkunde) voranging, ist den

vielen Amateurforschern zu verdanken, die sich intensiv mit Pilzen beschäftigten und die mit der Zeit mehr und mehr Arten beschreiben konnten.

Gegenwärtig umfasst die Münchner Pilzsammlung, die seit 1913/14 in München-Nymphenburg untergebracht ist, 400 000 bis 500 000 Belege. Dabei, so bemerkt die Kuratorin Dagmar Triebel, ist bis heute nur ein Bruchteil der auf der Erde vorkommenden Pilze überhaupt entdeckt. In erster Linie dient die Sammlung wissenschaftlichen Zwecken und dokumentiert mit ihren Beständen räumlich und zeitlich die Vielfalt der Pilze. Sie zeigt also, wo und wann dieser oder jener Pilz wuchs und immer noch wächst beziehungsweise neu anzutreffen oder verschwunden ist. Die Sammlung bietet Referenzmaterial für eine zuverlässige Artbestimmung und stellt Belege auch leihweise für Studien zur Verfügung. Wie zum Beispiel für eine Studie zur Kartoffelfäule. Dabei konnte festgestellt werden, dass der historische Erreger, der im 19. Jahrhundert in Irland wütete, inzwischen ausgestorben ist und sich an seiner Stelle ein moderner Stamm des Erregers etabliert hat.

ZUSAMMENARBEIT MIT HOBBYSAMMLERN. Seit Etablierung der Sammlung haben über 2000 Experten zu deren Bestand beigetragen, und jedes Jahr kommen neue Sammlungsstücke hinzu. Immer wieder gehen Pilzbelege kistenweise ein, die zuvor über Jahre und Jahrzehnte von Amateuren, die sich der Mykologie mit Leib und Seele verschrieben hatten, zusammengetragen worden waren. Andreas Allescher (1828 bis 1903), Hauptlehrer an der Städtischen Höheren Töchterschule in München, beispielsweise war ein solcher Sammler. Sein Verzeichnis von in Südbayern beobachteten Pilzen enthielt über 2300 Arten. Er beschäftigte sich in seiner Freizeit besonders mit den Rostpilzen, die auf höheren Pflanzen parasitieren. Von Allescher erhielt die Münchner Sammlung 15 000 Pilzbelege. Auch Sebastian Killermann (1870 bis 1956), Anthropologieprofessor in Regensburg, befasste sich zeitlebens mit Pilzen, vorzugsweise mit den in

Verpackt und in Stahlschränken geordnet, geht die Zahl der Sammlungsstücke in die Hunderttausende. Früher war die Pilzsammlung über Stockwerke verteilt, seit einigen Jahren ist sie konzentriert in einem Raum und in Nachbarschaft zu den anderen rund drei Millionen Pflanzenbelegen untergebracht. FOTO: PETRA RASCHKE

Bayern vorkommenden Großpilzen. Sein aus rund 25 000 Exemplaren bestehendes Pilzherbar gelangte 1957 ebenfalls nach München. Auch Johann Stangl (1923 bis 1988), Oberwerkmeister bei den Stadtwerken Augsburg, gehörte zur Gilde der Pilzbegeisterten. Stangl hatten es besonders die giftigen Risspilze angetan: Die nach ihrem oberseits striemig aufgerissenen Hut so benannten Pilze fand er reichlich in den Wäldern um seinen Wohnort Augsburg. Stangls umfangreiche Sammlung – ergänzt von Beschreibungen und Aquarellen – kam 1988 nach München. Eine der wenigen Frauen unter den Pilzkundigen war

Schleimpilze haben eine enorme Formenvielfalt. Sie zersetzen Totholz. FOTOS: PETRA RASCHKE

Ihre leuchtende Farbe haben viele Großpilze wie der Fliegenpilz und der Grünfeldrige Täubling im Herbar eingebüßt. Ihre Ästhetik ist aber in Zeichnungen und Aquarellen wie diesen hier zu studieren. Sie stammen von Fritz Wohlfarth, der auf den Blättern auch Fundort und Funddatum der Porträtierten notierte.

FOTOS: BOTANISCHE STAATSSAMMLUNG

Helga Große-Brauckmann (1925 bis 2007), eine studierte Biologin, die sich vor allem der artenreichen Gruppe der Rindenpilze (Corticiaceae), die sich vom Holz und der Rinde von Bäumen ernähren, widmete. Sie vermachte der Sammlung über 6000 Pilzbelege samt wertvoller Hinweise zur Ökologie. Besonders eindrucksvoll sind die 7500 Schleimpilzexemplare von Hermann Neubert (1935 bis 2003). Neubert war Pilzforscher im Nebenamt – hauptberuflich wirkte er als Richter am Amtsgericht Bühl. Seine der Sammlung übergebenen Schleimpilze, die Totholz zersetzen, sind so klein, dass man sie in Streichholzschachteln aufbewahren kann. Ihre Formenvielfalt ist enorm: Winzig kleine, grau-metallisch glänzende Kügelchen, die Fruchtkörper, in denen sich die Sporen befinden, an einem dünnen schwarzen Stiel, zum Beispiel bei der Gattung Lamproderma. Das sind Schleimpilze, die ausschließlich während der Schneeschmelze auftreten. Oder die auf Laubholz vorkommende Schleimpilzart Trichia favoginea, die mit ihren senfgelben Fruchtkörpern an Insekteneier erinnert und deshalb unter Fachleuten als Insekteneier-Kelchstäubling bekannt ist.

PRÄCHTIGE ERSCHEINUNG EINGEBÜSST. Bemerkenswerterweise behalten die winzig kleinen Schleimpilze auch nach langer Zeit noch ihre Farbintensität – anders als die Großpilze, die wir aus dem Wald kennen. So bleibt von der Farbenpracht eines Fliegenpilzes (Amanita muscaria), der mit seinem leuchtend roten, weiß getüpfelten Hut unübersehbar im Wald steht, im Herbar nur noch wenig übrig, wenn der Pilz geschnitten, getrocknet und gepresst, zwischen Kartonblättern und in Plastik verpackt in einem der Stahlschränke liegt.

Umso beeindruckender sind die Aquarelle und Zeichnungen von Pilzen, die ebenfalls Bestandteil der Münchner Sammlung sind. So zum Beispiel die Aquarelle, die Fritz Wohlfarth (1906 bis 2005) im Laufe der Jahre von Großpilzen angefertigt hat. Der Chemiker Wohlfarth war beruflich viel unterwegs; bei Waldspaziergängen tagsüber sammelte er Pilze – die Abende in Hotelzimmern nutzte er, um sie auf Papier zu aquarellieren. Und so leuchtet bei ihm ein Fliegenpilz wie „in natura“. Diesem zum Verwechseln ähnlich ist der Kaiserling (Amanita caesarea), allerdings hat er keine weißen Flecken auf der Huthaut; der sehr seltene Pilz ist im Gegensatz zum Fliegenpilz sogar essbar. Interessant sind auch die Werke von Konrad Schieferdecker (1902 bis 1965), die 1964 in den Bestand der Münchner Sammlung kamen. Geben nicht diese von Hand angefertigten Aquarelle die typischen Merkmale einer Pilzart besser wieder als Fotografien?

Die originalen Kunstwerke der Sammlung sind zwar nicht für die öffentliche Präsentation bestimmt, doch unzählige Pilzaquarelle sind ebenso wie Fotografien von einem Großteil der Pilzsammlung digitalisiert und online zugänglich. Seit Jahren arbeitet Kuratorin Dagmar Triebel daran, das digitalisierte Datenmaterial für verschiedene Anwendungen verfügbar zu machen – eine Herausforderung, die noch komplexer ist, als eine Bibliothek zu verwalten.

Die ersten Datenbanken wurden bereits angelegt, als das Internet in den 1990er-Jahren noch in den Kinderschuhen steckte. Seit geraumer Zeit besteht ein Kooperationsprojekt zwischen Biologen und Informatikern des IT-Zentrum der SNSB, in dessen Rahmen das unterschiedliche Datenmaterial verarbeitet werden kann. Nicht nur für die Münchner Sammlung, sondern inzwischen sind Anwendungen der sogenannten Diversity Workbench an knapp 30 Institutionen, darunter Universitätsinstitute und Naturkundemuseen, weltweit im Einsatz. Zugang zum Datenmaterial erhält man über das internationale Informationsportal, die sogenannte Global Biodiversity Information Facility (GBIF), die es sich zum Ziel gemacht hat, wissenschaftliche Daten und Informationen zur weltweiten Artenvielfalt dauerhaft und weltweit offen für alle bereitzustellen. Die bis jetzt erfassten digitalen Daten zu Pilzen und Flechten sind dabei über den GBIF-D Knoten „Pilze & Flechten“ *(http://www.gbif-mykologie.de)* verfügbar. Darin sind auch die Bestandsdaten der Münchner Sammlung online recherchierbar – für Wissenschaftler ebenso wie für Schwammerlfreunde. *Petra Raschke*

Gefährten für Arbeit, Sport und Freizeit

Bis heute unterhält der Freistaat ein eigenes Gestüt, in dem es um die Zucht und die Haltung von Pferden geht

Jahrhundertelang bis zur Motorisierung dienten Pferde als unverzichtbare Reit- und Zugtiere, ehe sich nach dem Zweiten Weltkrieg der Einsatzschwerpunkt hin zum Sport- und Freizeitpferd verschob. In der Aufzucht der benötigten Pferde – in der lange, besonders in Kriegszeiten, Landwirtschaft und Militär konkurrierten – waren neben Adel, Klöstern und Bauern auch die fürstlichen Höfe beteiligt. Mit dem Herzogtum Württemberg, dessen Hofgestüt in Marbach wahrscheinlich bereits im Jahr 1491 gegründet wurde, kann Bayern nicht ganz mithalten. Aber immerhin bis ins 16. Jahrhundert zurück reichen im Gebiet des heutigen Bayern die Anfänge der Hofgestüte in Rohrenfeld bei Neuburg und Sulz bei Ansbach, mit denen die Herzöge von Pfalz-Neuburg und die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach den Bedarf ihrer Hofmarställe zu decken suchten.

Einen etwas anderen Weg wählte man im Herzogtum Bayern, das zunächst seine landsässigen Klöster mit der Zucht der für den Hofmarstall benötigten Pferde beauftragte. Erst Anfang des 17. Jahrhunderts ließ Herzog Maximilian I. (ab 1623 Kurfürst) zunächst in Graßlfing bei Olching, dann in Schleißheim bei München Hofgestüte errichten. Mit seinen Nebenbesitzungen Grünwald und Laufzorn südlich von München und Schwaiganger bei Ohlstadt belieferte die Schleißheimer Stutenherde von da an den kurfürstlichen Marstall in München, der seinerseits als Hengstdepot des Gestüts diente. Parallel dazu ordnete die Landespolizeiordnung von 1616 die Haltung von Zuchthengsten in großen Dörfern für den Bedarf bäuerlicher Züchter an, bemühte sich also um die Ankurbelung einer privaten Pferdezucht.

ANSBACHER MARKGRAF ALS VORREITER. Im 18. Jahrhundert verstärkten sich die Bemühungen um eine über den Bedarf des Hofmarstalls hinausgehende, flächendeckende Pferdezucht. Vorreiter war der Ansbacher Markgraf Karl Wilhelm Friedrich, der 1730 in Triesdorf ein Haupt- und Landgestüt gründete, auf dessen Hengste auch bäuerliche Züchter zugreifen konnten. Ein Mandat vom 12. März 1744 erließ erste umfassende Regelungen zur Festlegung von Beschälgebühren, zur Überwachung des Pferdehandels, zur Führung von Stutenlisten, zur schonenden Behandlung der Absatzfohlen und zur Kastration von Hengstfohlen.

Im Kurfürstentum Bayern suchte sich die 1769 eigens eingerichtete Landgestütsdirektion einen Überblick über die im Land vorhandenen Stuten zu verschaffen. Der entsprechende Bericht des – flächenmäßig eher kleinen – Pfleggerichts Trostberg vermeldete 37 Stuten im Besitz von Untertanen des Pfleggerichts und der inkorporierten Hofmarken und Märkte. Leider sind aus der Anzeige weder Alter noch Zuchttauglichkeit der Stuten erkennbar, doch kann man sich vor-

(Fortsetzung auf Seite 20)

Maximilian I. (oben) ließ im Herzogtum Bayern die ersten Hofgestüte errichten. Schwaiganger gehörte damals zu Schleißheim. Rechts eine Herde freilaufender Pferde auf dem heutigen Gelände Schwaigangers.

FOTOS: BSB BILDARCHIV, SCHWAIGANGER

FOTO: SZ PHOTO

Einzigartiges Profil

„Auch wenn sie keine so prominente Rolle mehr spielt wie früher, so ist die Zucht bei uns noch immer ein großes Thema“, sagt Cornelia Back. „In Zusammenarbeit mit dem Institut für Tierzucht der Bayerischen Landesanstalt für Landwirtschaft betreiben wir die Erhaltungszucht von stark in ihrer Existenz bedrohten Nutztierrassen und bieten gleichzeitig topmoderne, internationale Genetik für die Sportpferdezucht.“ Cornelia Back ist die Leiterin des Haupt- und Landgestüts Schwaiganger (rund 40 Angestellte) – ihr Titel „Landstallmeisterin“ klingt angestaubt, ist die Akademikerin doch diplomierte Agraringenieurin, Zuchtexpertin und hat obendrein Erfahrung im Amateur-Turnierreiten.

Seit Januar 2019 ist Cornelia Back die Leiterin von Schwaiganger; das Foto zeigt sie mit prämierten Zuchtstuten (1. Reservesiegerin, rechts, und 1. Bewegungssiegerin). FOTO: HLGS

In seiner Zusatzbezeichnung „Bildungszentrum für Pferdehaltung und Reiten“ macht das Staatsgestüt deutlich, wie sein Aufgabenspektrum gewachsen ist „und uns die Zukunft sichert“, so Cornelia Back. „Mit unserer Aus- und Weiterbildung im Pferdebereich haben wir ein Alleinstellungsmerkmal. So gibt es bei uns zum Beispiel auch die einzige staatliche Hufbeschlagschule Bayerns.“

Jedes Jahr starten in Schwaiganger neue Auszubildende ihre berufliche Karriere in den Fachrichtungen Haltung und Service, Zucht sowie Klassische Reitausbildung. Im Fokus stehen jedoch nicht nur die eigenen Auszubildenden. Besonders in der überbetrieblichen Ausbildung und in der Fortbildung zum Pferdewirtschaftsmeister übernimmt Schwaiganger eine herausragende Rolle in enger Zusammenarbeit mit der Bayerischen Landesanstalt für Landwirtschaft. Über das Jahr verteilt finden dort Kurse, Zwischen- und Abschlussprüfungen zum Berufsbild Pferdewirt statt. Darüber hinaus werden hochwertige Weiterbildungsmaßnahmen für Betriebsleiter, Ausbilder, Dienstleister, Tierärzte und Interessierte rund ums Pferd angeboten, Zuchtverbandsveranstaltungen wie Stutbuchaufnahmen, Fohlen- und Nachzuchtschauen und Eigenleistungsprüfungen runden das Programm ab.

Schwaiganger mit seinem Nebenbetrieb Guglhör ist über seine Funktion als Gestüt hinaus auch ein landwirtschaftlicher Betrieb, der inzwischen auf Ökobewirtschaftung umgestellt hat und zu dem 312 Hektar Wald sowie rund 400 Hektar Grünland gehören. Und so sind im Tierbestand nicht nur zwischen 250 und 280 Pferde aufgeführt, sondern auch etwas über 20 Murnau-Werdenfelser, eine vom Aussterben bedrohte alte Hausrindrasse. Blöken hört man ebenfalls: von etwa 130 Schafen. Auch hier sind es vom Aussterben bedrohte Rassen wie Alpines Steinschaf, Schwarzes Bergschaf und Brillenschaf, die Schwaiganger hält.

Das Gestüt ist spezialisiert auf die Pferderassen Deutsches Sportpferd, Süddeutsches Kaltblut, Haflinger und Edelbluthaflinger. Man kann sich dort an den Genen „bedienen“: Es gibt Frischsamen, Tiefgefriersamen und den „Natursprung“. Die Hengste sind in einem Katalog und online porträtiert. Oder man schaut sich gleich bei den Verkaufspferden um, auch von ihnen kann man einen ersten Eindruck auf der Webseite des Gestüts finden. *dü*

https://www.baysg.bayern.de/zentren/schwaiganger

Gestütschauen in Schwaiganger sind die Bühne unter anderem fürs Formations- beziehungsweise Quadrillereiten. In internationalen Arenen holten viele der heutigen Zuchthengste Preise. Cielito Lindo (2007 geboren, Warmblut) war erfolgreich beim Springen. Imperio (oben rechts, 2003 geboren) punktete in der Dressur – und ist inzwischen wegen seiner Vererberqualität gefragt: 2018 wurde er zum Trakehnerhengst des Jahres gekürt. Die Aufnahme darunter zeigt den Kaltbluthengst Van Gogh, der die Fachwelt durch seine erstklassigen Grundgangarten begeistert. „Absoluter Höhepunkt sind der gelassene, schön durch den Körper schreitende, stets geregelte und gewinnende Schritt und der elastische, raumgreifende Trab", wird er in der Gestütsbroschüre *Hengst 2021* charakterisiert. FOTOS: FISCHER, LL-FOTO

Die Klassische Reitausbildung gehört zur Ausbildung zum Pferdewirt. Dabei geht es auch um die Vorbereitung der Pferde zu Präsentationen. FOTO: NADINE HARMS

In Schwaiganger kann man Kurse zum Holzrücken (unten) belegen und Fahrkurse mit Kutschenführerschein. Hier Pferde des Gestüts bei der Leonhardifahrt in Murnau. FOTOS: C. KOLB, MAX VAN TACKEL

Vier Jahre jung und schon ein ganz schön selbstbewusster Fuchshengst: Das Kaltblut Verondo wird in der Liste der Deckhengste nicht nur mit seinem „guten maskulinen Ausdruck" beworben, sondern auch für eine „effektvoll vorgetragene Trabmechanik" gerühmt. FOTO: BIANCA MCCARTY

Jahrhundertelang waren Pferde im Militär unentbehrlich – bis zum Einsatz moderner Waffentechnik im Ersten Weltkrieg. Das Foto zeigt Ulanen beim Einmarsch in München zur Niederschlagung der Revolution im Mai 1919. Im gleichen Jahr wurden die Ulanenregimenter aufgrund des Versailler Vertrags aufgelöst.

FOTO: BSB BILDARCHIV/HEINRICH HOFFMANN

(Fortsetzung von Seite 17)

stellen, dass über den Eigenbedarf der ortsansässigen Landbevölkerung hinaus kaum viele Fohlen zur Abgabe an das kurfürstliche Militär übrig blieben. 1770 folgten ausführliche Regelungen zur Förderung der Pferdezucht, die eine deutliche Beeinflussung durch die bereits 1744 erfolgten, bereits erwähnten Bemühungen im Markgrafentum Brandenburg-Ansbach erkennen lassen.

MILITÄRISCHEN EINSATZ ABSICHERN. Dem weiterhin bestehenden Pferdemangel konnte auch damit nicht abgeholfen werden, weshalb man 1789 auf den Gedanken verfiel, im Ausland 600 brauchbare Stuten anzukaufen und sie an geeignete Bauern und Landleute zu verteilen. Diese hatten sich im Gegenzug vertraglich zu verpflichten, die ihnen überlassenen Stuten jährlich durch die von der Landgestütsdirektion zugewiesenen Hengste decken zu lassen und bei Verlust der Stute für gleichwertigen Ersatz zu sorgen. Die Stuten sollten in entsprechenden Registern verzeichnet werden und erhielten als Brandzeichen ein großes „M" für „Militaria" auf den linken Schenkel, was auch äußerlich den Anspruch des Militärs im Kriegsfall kenntlich machte. Die Stuten durften für den Ackerbau und die sonstigen Bedürfnisse der Halter eingesetzt und die Fohlen im Inland frei verkauft werden. Lediglich im Kriegsfall musste dem Militär ein geeignetes Pferd zur Verfügung gestellt werden. Ziel dieser Maßnahmen war es, eine autarke bayerische Pferdezucht zu etablieren und künftig nicht mehr auf den Ankauf ausländischer Pferde angewiesen zu sein.

Selbst als es schon Traktoren gab, wurden vielerorts Pferde vor die Pflüge gespannt. FOTO: DPA/ROLAND SCHEIDEMANN

SCHLECHTE VERTRAGSBEDINGUNGEN. Warum auch diese Maßnahmen letztendlich nicht zum Ziel führten, zeigt beispielhaft der Fall des Landgerichtsbezirks Neuburg a. d. Donau: Für das ganze Landgericht meldeten sich lediglich vier Interessenten. Alle anderen lehnten ab mit der Begründung, in der moosigen Donaugegend nicht über genügend für Pferde geeignete Weiden und über entsprechendes Futter zu verfügen. Mag dies noch an den örtlichen Gegebenheiten gelegen haben, so erhellt die weitere Vernehmung der vier interessierten Bauern das wohl landesweit geltende Dilemma. Alle vier traten letztendlich von ihrem Angebot zur Übernahme einer Stute zurück, weil ihnen die Vertragsbedingungen als zu drückend erschienen, insbesondere die Tatsache, dass sie mit 200 Gulden je Stute nicht nur eine beträchtliche Summe einsetzen, sondern selbst bei deren Verlust durch einen Unglücksfall mit ihrem Vermögen haften mussten.

DECKHENGSTE IM MÜNCHNER MARSTALL. Nachdem in den napoleonischen Kriegen erneut große Schwierigkeiten bei der Beschaffung guter Militärpferde in genügender Zahl aufgetreten waren, entschloss man sich 1807 nochmals zum Ankauf ausländischer Zuchtstuten, mit denen im Kabinettsgut Schwaiganger ein Armeegestüt aufgebaut werden sollte. Parallel zur militärischen, dem Kriegsministerium unterstehenden Pferdezucht existierte weiterhin ein ziviles Landgestütswesen unter Leitung des Oberststallmeisterstabs. Als Depot für die staatseigenen Deckhengste, die jährlich zur unentgeltlichen Nutzung durch Pferdezüchter auf Beschälstationen im Land verteilt wurden, diente der Hofmarstall in München. Die Zucht der erforderlichen Hengste des Hofmarstalls war nun Aufgabe der Hofgestüte Rohrenfeld und Bergstetten (Landkreis Donau-Ries), das bisherige Hofgestüt (jetzt Staatsgut) Schleißheim stellte man vollständig auf Viehwirtschaft um.

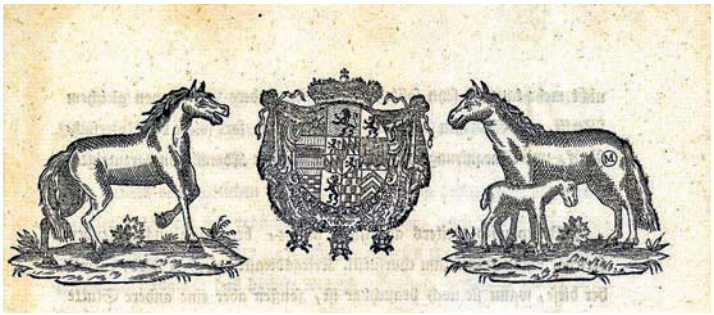
1844 wurde das Armeegestüt Schwaiganger in das zivile Gestütswesen integriert, das sich dann in vier Gestütsbezirke aufgliederte mit jeweils einem Beschälstall in München, Augsburg, Landshut und Ansbach. Im damals zu Bayern gehörigen pfälzischen Rheinkreis existierte zudem das 1755 gegründete Gestüt Zweibrücken, das sowohl über Zuchthengste als auch eine eigene Stutenherde verfügte. Eine weitere Reform im Jahr 1890 bezog das bisher selbstständige Kreisgestüt Zweibrücken in die Landgestütsverwaltung mit ein: Neben den nunmehr fünf sogenannten Landgestüten als Hengstdepots in München, Landshut, Zweibrücken, Ansbach und Augsburg bestanden zwei „Stammgestüte" mit Stutenherden in Achselschwang (wohin das Gestüt Schwaiganger 1864 verlegt worden war) und Zweibrücken. Zuchtziel sollte ein kräftiges Arbeitspferd sowie ein gutes und starkes Wagen- und Reitpferd sein.

ORGANISATORISCHE UMBRÜCHE. Nach dem Ersten Weltkrieg stand abermals eine Neuorganisation des staatlichen Gestütswesens an. Zum einen musste der enorme Pferdeverlust durch den Krieg wettgemacht werden, zu dem im Rahmen von Reparationsleistungen auch noch Pferdeablieferungen an die Alliierten hinzukamen. Zum anderen mussten die Bemühungen langfristig dahin gehen, eine typisch bayerische Rasse zu züchten, die auch außerhalb Bayerns gewinnbringend verkauft werden konnte. Aus Kostengründen sollte zudem die Zahl der Landgestüte, die als reine Hengsthaltungen im Gegensatz zu den Stammgestüten über keine eigene Landwirtschaft verfügten, reduziert werden, und die Hengste außerhalb der Beschälzeit in den Stammgestüten in der dortigen Landwirtschaft eingesetzt werden.

Der Gestütsordnung vom 3. August 1922 fielen zunächst die Landgestüte in Augsburg und Erding, wohin das Landgestüt München 1903 verlegt worden war, zum Opfer. Dafür kamen mit Schwaiganger und Schwaigwall (Gemeinde Geretsried) zwei neue Stammgestüte hinzu, wobei Schwaigwall 1929 wieder verkauft wurde. Infolge des durch die zunehmende Motorisierung abnehmenden Pferdebedarfs wurden 1952 das Stammgestüt Achselschwang, 1959 das Landgestüt Ansbach und 1980 das Landgestüt Landshut aufgelöst. Das ehemals bayerische Stamm- und Landgestüt Zweibrücken war bereits nach dem Zweiten Weltkrieg an das Land Rheinland-Pfalz gefallen, wo es noch heute als Unternehmen in Form einer GmbH unter Beteiligung der Stadt Zweibrücken geführt wird.

In Bayern existiert bis heute das Haupt- und Landgestüt Schwaiganger. War in der Zwischenkriegszeit der züchterische Schwerpunkt noch auf der Erzeugung eines schweren Arbeitspferds für die Landwirtschaft gelegen, verlegte man sich seit den 1960er-Jahren verstärkt auf die Züchtung von für Hobbyreiter und Leistungssport gleichermaßen geeigneten Rassen. Der schwerere Kaltbluttyp, der zu Beginn der 1980er-Jahre eine wahre Renaissance erlebte, wird in seiner Eigenschaft als bayerisches Kulturgut bis heute gezüchtet: zum Beispiel für Umzüge wie beim Münchner Oktoberfest und auch zum Einsatz als Holzrückpferd im Rahmen des ökologischen Waldbaus.

Das Verdienst der bayerischen staatlichen Gestüte ist es, in Zeiten großer wirtschaftlicher und finanzieller Not nach dem Zweiten Weltkrieg wenigstens einen minimalen Pferdebestand gerettet



Kopf eines Vertrags zur Übernahme einer Landgestüts-Stute (1789). Die Stute trägt auf dem linken hinteren Schenkel das Brandzeichen des Militär-Landgestüts. FOTOS: BAYHSTA

und damit und mithilfe privater Züchter wieder eine stabile Landespferdezucht aufgebaut zu haben. Die Bereitstellung von Zuchthengsten und der Samenversand für die künstliche Besamung kommen Pferdezüchtern in ganz Bayern und darüber hinaus zugute. Seit den 1970er-Jahren ist das Gestüt durch das Abhalten von Hufschmiede-Lehrgängen, Fahr- und Holzrückekursen sowie Gestütsführungen, insbesondere auch für Schulklassen, verstärkt im Bereich der Fortbildung tätig. Zudem ist Schwaiganger Ausbildungsbetrieb im Ausbildungsberuf Pferdewirt.

NEUE ZUCHTAUFGABEN. Seit der Verordnung vom 3. August 1922 waren die Stammgestüte auch mit Rinder-, Schweine- und Schafzucht befasst. Bis heute werden in Schwaiganger Rinder der Rasse Murnau-Werdenfelser sowie die vom Aussterben bedrohten Schafrassen Berg-, Brillen- und Steinschaf als Genreserve gehalten.

Das Haupt- und Landgestüt Schwaiganger ist somit durch die Bewahrung bayerischer Kulturrassen und seine eigene Jahrhunderte währende Geschichte längst selbst zu einem unbedingt erhaltenswerten bayerischen Kulturgut geworden.

Claudia Mannsbart

Stolze Tradition

Neuere Forschungen zur Zunft der Münchner Goldschmiede, zu ihrer Markentafel, den Meisterlisten und Wappenbüchern

Die Zunft der Münchner Goldschmiede, die bis 1868 bestand, ist durch Archivalien, Insignien und andere Gegenstände im Stadtarchiv München und im Münchner Stadtmuseum gut dokumentiert. 1912 publizierte Max Frankenburger sein umfassendes und größtenteils immer noch gültiges Werk über *Die Alt-Münchner Goldschmiede und ihre Kunst*, das heute eine wichtige Quelle ist. Im Frühjahr 1993 zeigte das Münchner Stadtmuseum die Ausstellung *Münchner Goldschmiedekunst von 1800 bis 1868*, wo neben kunsthandwerklichen Gegenständen aus den Bereichen Thron und Altar sowie Stadt und Universität auch Objekte der Zunft zu sehen waren.

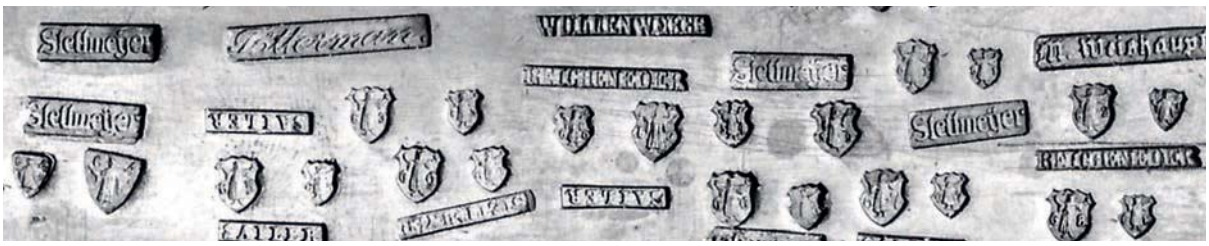
Die ersten Goldschmiedesätze sind im 14. Jahrhundert nachweisbar, mehrere Zusätze erfolgten im 15. Jahrhundert. Ab 1472 wird die Zunft nobilitiert durch die Zuweisung einer eigenen Kapelle in der damals neu errichteten Marien-Pfarrkirche, dem heutigen Dom: Es ist die Katharinen-Kapelle, die zweite am Chorumgang links. Nach längerem Bitten der Goldschmiede erließen Bürgermeister und Rat im Jahr 1558 die erste ausführliche Goldschmiedeordnung. 1738/1741 folgte für das gesamte Kurfürstentum Baiern die letzte und umfassendste Goldschmiedeordnung von Kurfürst Karl Albert.

HL. ELIGIUS ALS PATRON. Wie jede Münchner Handwerkszunft besaßen die Goldschmiede eine Standartenfahne, die beidseits je ein aufgenähtes Gemälde zeigte und von der Patronsfigur des hl. Eligius aus vergoldetem Silber bekrönt wurde. Daneben gab es noch zwei Kelchstangen und eine knapp ein Meter hohe Eligius-Figur aus vergoldetem Kupfer: Alles Gegenstände, die 1753 für die Zunft hergestellt und in der Ausstellung 1993 erstmals gezeigt wurden. Meisternamen und dazugehörige Merkzeichen, die die Silber- und Goldprodukte kennzeichnen, bilden den zentralen Knotenpunkt der Goldschmiedezunft.

Der Anfang der wissenschaftlichen Untersuchung begann mit einer kupfernen Markentafel der Münchner Goldschmiede Ende der 1980er-Jahre, die sich seit 1932 im Besitz des Münchner Stadtmuseums befindet. Auf der Tafel sind 427 Stempelabdrücke versammelt – erstaunlicherweise war dieses Stück Max Frankenburger nicht bekannt. So war eine behutsame Annäherung an dieses Dokument angesagt, die in der vollständigen Dechiffrierung aller Marken endete. Die Ergebnisse waren Ausgangspunkt und Grundlage für das zweite Goldschmiedeprojekt, nämlich eine Darstellung der Münchner Goldschmiede von 1800 bis zum Ende der Zunftorganisation 1868. Aus Sicht von Frankenburger war das wieder etwas Neues, denn für ihn endete 1912 der Bericht über die Altmünchner Goldschmiede zeitlich mit dem Jahr 1800. Die nun entstandene umfangreiche und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) unterstützte Studie mit Meistermarken und Beschauzeichen, die auch jede Menge Listen und Materialien unterschiedlichster Art enthielt, erschien Anfang 1993.

Zurück zur Markentafel. Darauf wurden die ersten Marken gegen 1650 links oben eingestempelt, und zwar die Meistermarke des Zeichenmeisters (wie er in München hieß) und sein verwendetes Beschauzeichen, zeitlich nicht immer genau einzuordnen. Das ging etwa 90 Jahre so weiter. Dann kam mit der kurfürstlichen neu-

Widmungsblatt des jüngeren Wappenbuchs von 1767. Im Zentrum thront die mauerbekrönte Bavaria, darüber Insignien und Hoheitszeichen von Kirche und Staat. Im Hintergrund ein „Kammermohr" mit Ring und Preziosen. Links auf der unteren Ebene Abundantia (Überfluss), rechts Minerva, die die personifizierte Goldschmiedezunft zur kurfürstlichen Autorität hinführt. Die Goldschmiedezunft ist als nacktes Kind dargestellt, das die neue Goldschmiedeordnung trägt.
Auf der linken Seite das weniger aufwendig gestaltete Widmungsblatt des älteren Wappenbuchs, wohl um 1606 gemalt. Die beiden Putten oben halten Messkelch und Patene (Schale zum liturgischen Gebrauch), die unteren ragen keine Attribute. FOTOS: STADTARCHIV MÜNCHEN



en Goldschmiede-Verordnung eine Zäsur. Und um diese deutlich zu machen, hat man einfach die Tafel um 180 Grad gedreht und neu mit dem Jahr 1741 angefangen. In erster Linie anders als zuvor war, dass das Beschauzeichen immer die Jahreszahl aufwies, zumindest bei jenen Marken der Zeichenmeister. Dann kam eine zweite Zäsur. Im Rahmen des Vollzugs einer Verordnung vom 17. Oktober 1817 mussten ab 1818 auch die Goldarbeiten mit einem öffentlichen Zeichen des Feingehalts ausgewiesen werden, nämlich mit Stempel von 14 oder 18 Karat. Dafür wurde die Platte ein weiteres Mal um 180 Grad gedreht, die Linienbegrenzung zu den frühen Silbermarken durchgeführt und eine Überschrift eingraviert, die die unterschiedlichen Tatbestände einigermaßen nachvollziehbar macht.

Vorliegen hatte man also die Marken bei Frankenburger, auf der Tafel und in der Studie von 1993. Was noch fehlte waren die Meisternamen, die in der Zunft von Anbeginn eine Rolle spielten. Diese Lücke füllte eine Veröffentlichung im Jahr 2020: eine vollständige Edition der drei Meisterbücher der Münchner Goldschmiedezunft, die zum Teil zeitlich parallel laufen. Das älteste wird *Einschreibbuch* (auch *Salpuch* oder *Register*) genannt. Wie der Name sagt, war das ein Buch, das ab 1418 dafür verwendet wurde, vor allem Ausgaben, Einnahmen und Nachrichten zur Organisation der Goldschmiedezunft einzuschreiben und damit zu dokumentieren. Man erkennt viele Leerseiten in diesem Buch, in fast jedem der kurzen Einträge sind Jahresdatierungen erkennbar. Die Notizen erscheinen aber nicht chronologisch, auch wenn dies zunächst so scheint. Ab f. 84 taucht für 115 Seiten die Meisterliste auf, ab f. 218 für zwölf Seiten die Legende des hl. Eligius mit einer Schrift des 15. Jahrhunderts.

Für die Meisterliste gilt dies nicht. Sie ist wie die anderen Listen nummeriert, beginnend mit 1 (wohl 1484) und endend mit der Nummer 317 im Jahr 1829. Die Gestaltung, Länge und Inhalte der Einträge sind unterschiedlich. Sie benennen für kurze Zeit bestimmte Details, die dann wieder weggelassen werden, und erscheinen am Schluss ziemlich formalisiert. Für etwa 345 Jahre war diese Meisterliste bestimmend und maßgeblich für die Zunft und wurde in dem Augenblick obsolet, als die Umwandlung in einen Verein vollzogen wurde.

Die beiden anderen Meisterbücher weisen neben den Meisterlisten eine Besonderheit auf: Man sieht darin neben Namen auch Wappen – jene der neu zu Meistern ernannten Münchner Goldschmiede. Die Exklusivität dieser beiden Bücher – ein älteres und ein jüngeres – wurde vom Stadtarchiv kurz nach 1966 bei der Zusammenstellung des Repertoriums erkannt und deshalb in den Selektbestand der Zimelien, der heute aus etwa

Erst in jüngerer Zeit entdeckte man bei Depotarbeiten im Münchner Stadtmuseum eine ungefähr 23 mal 9 Zentimeter große Kupferplatte, die sich als Markentafel der Münchner Goldschmiede herausstellte. Oben ein Detail aus der Tafel.
Unten ein Auszug aus der Meisterliste des älteren Wappenbuchs.

FOTOS: MÜNCHNER STADTMUSEUM, STADTARCHIV MÜNCHEN

270 Einzelstücken besteht, aufgenommen. Das ältere Wappenbuch (ÄW) weist zwischen 1555 und 1757 insgesamt 174, das jüngere Wappenbuch (JW) zwischen 1555 und 1867 sogar 333 Meisterwappen auf.

Wie ist diese doppelte Ausfertigung zu erklären? Dafür müssen wir uns die Anfänge samt den Widmungsblättern betrachten. Das ältere Wappenbuch zeigt als erstes das Wappen von Hanns Reimer, der 1555 Meister wurde. Der Eintrag dafür und weiterer Wappen stammt aber aus der Zeit um 1600, denn nur bis zur Jahrhundertwende sind die Sterbedaten der Meister im Originaleintrag zu sehen. Erst danach wurde das Sterbejahr immer nachgetragen. Im Titelblatt des älteren Wappenbuches steht ganz oben die Jahreszahl 1606, die das Ausführungsjahr dieser Seite anzeigt.

WANDEL VON DER KOPIE ZUM ORIGINAL. Auch das jüngere Wappenbuch beginnt mit dem Wappen von Hanns Reimer. Das Jahr der Ausführung ist nicht ersichtlich, aus dem Zusammenhang ist jedoch wahrscheinlich, dass die ersten 50 Seiten als Kopie des älteren spätestens zwischen etwa 1757 und 1776 angelegt wurden, und zwar von einem einzigen Maler. Erst als die Meisterwappen in der damaligen Gegenwart angekommen waren, wurde die Wappenaufnahme im älteren Wappenbuch eingestellt und das jüngere Wappenbuch wandelte sich von einer Kopie zum neuen Original.

Wie erwähnt, gab es 1558 und 1741 wichtige Goldschmiede-Verordnungen: Die erste erlassen von Bürgermeister und Rat München, die zweite vom bairischen Kurfürsten. Während die Einrichtung des älteren Wappenbuchs im Zusammenhang mit der Ratsverordnung zu sehen ist, weist der Bezug des jüngeren Wappenbuchs auf den Kurfürsten hin. Das Widmungsblatt des älteren Wappenbilds ist karg ausgestattet und zeigt in den oberen Ecken zwei Putti mit Messkelch und Patene, das entsprechende Blatt des jüngeren Wappenbuchs ist ausführlicher: Allegorien (mauerbekrönte Bavaria und Abundantia mit gefülltem Preziosenhorn) und Herrschaftszeichen von Kirche und Kurfürst, ein Kammermohr mit Ring und Geschmeide, flügelloser Putto mit der gebundenen Goldschmiedeordnung von 1741

Jeweils die erste Wappenseite im älteren und jüngeren Wappenbuch der Münchner Goldschmiedezunft. Aufgeführt sind Hanns Reimer aus Schwerin, Georg Zeggein Vng. aus Szeged in Ungarn, Eghard Volman aus Lüneburg und Isaac Melbeer aus München. Notiert sind auch ihre Lehrorte: Schwerin, Gyula (Ungarn), Lüneburg und Berlin.

FOTOS: STADTARCHIV MÜNCHEN

Drei Wappen aus dem älteren Wappenbuch: von Johann Sigmund Merz, Johann Gottlieb Schorner und Samuel von Hilden. Laut Eintrag im Wappenbuch war Merz „aus der Kunst gestossen worden", vermutlich hatte er sich etwas zuschulden kommen lassen.

FOTOS: STADTARCHIV MÜNCHEN

(als Personifikation der Münchner Goldschmiedezunft), von Minerva zum kurfürstlichen Wappen geführt.

Mit dem letzten Eintrag 1757 wurde das ältere Wappenbuch eingestellt, und das jüngere übernahm neben dem Einschreibbuch die Chronistenpflicht. Erst ab 1765 findet die kurfürstliche Verordnung bei der Meisterwerdung Anwendung, nachdem von fürstlicher Seite eine Revision aller Zunftordnungen im selben Jahr vorgenommen wurde. Dies mag der Grund für die demutsvoll/adorierend gehaltene Widmungsdarstellung im jüngeren Wappenbuch gewesen sein.

Die beiden Wappenbücher sind nicht nur zeitlich unterschiedlich einzuordnen, sondern differieren auch in der Art des Wappenauftrags. Bei dem älteren Wappenbuch ist kaum eine gemeinsame Hand eines Malers feststellbar, im Gegensatz zum neueren Wappenbuch fehlen auch genau benennbare Namen. Hier ist wenigstens mit Anton Pollinger in den 1850er- und 1860er-Jahren ein Name dingfest zu machen. Möglicherweise ist auf ihn sogar nach der zeitweiligen Einstellung der regelmäßigen Wappenausführungen um 1825 die Wiederaufnahme 1846 zurückzuführen.

Die Farben in den Wappen beider Bücher sind unterschiedlich gut erhalten: weniger gut bei dem älteren, durchweg ausgezeichnet bei dem jüngeren. Bei den Rahmenzeichnungen lassen sich bei dem älteren erst strenges Schweifwerk, dann pflanzliche Einfassungen, schließlich eine überladene Fülle von Girlanden feststellen, bei den letzten zehn Seiten sind die Wappen ohne Rahmung, und die Wappeninhalte nehmen in diesem Bereich künstlerische Formen an. Dagegen ist die Rahmung in der ersten Hälfte des jüngeren Wappenbuchs wenig variabel. Das ändert sich erst in der zweiten Hälfte, wo Schweifwerk sich mit Blumenranken und neugotischen Formen abwechselt.

Nicht alle Wappen des älteren Wappenbuchs wurden für das jüngere eins zu eins kopiert. Bewusst wurde zum Beispiel Johann Sigmund Merz beim späteren Buch ignoriert und offenbar mit einer damnatio memoriae belegt, weil er wegen eines unbekannten Vergehens 1728 „aus der Kunst gestossen" wurde. Auch sonst gibt es beim Vergleich derselben Meisterwappen einige Besonderheiten. Bei Johann Gottlieb Schorner ist ein regelrechter Motivwechsel zu beobachten: Waren im älteren Wappenbuch Elemente der Freimaurersymbole erkennbar, so wurden diese für das jüngere Wappenbuch eliminiert und stattdessen gespiegelte Löwen anschaulich gemacht. Auch wurden aus politischen Gründen Details durch Weglassen verändert: sei es die Stadtkrone bei Samuel von Hilden oder die Hoheitszeichen des Heiligen Römischen Reiches am Rahmen des aus Trient stammenden Felix Planner, der damit seine österreichische Herkunft verdeutlichte.

Der künstlerische Aspekt spielte im letzten Drittel des älteren Wappenbuchs bei den Wappenausprägungen eine dominante Rolle. Vier Beispiele: Ein besonders beliebtes Motiv ist der goldene Greif, der ein Schwert hält. Bei der älteren Fassung von Johann Michael Hirzig ist dies mit einer

grandiosen Form ausgeführt worden. Vor dem Hintergrund von Himmel und Bergen wirkt der Doppelgreif samt der martialischen Wappenrahmenkonstruktion so, als ob hier eine Welteroberung kurz bevorstünde.

Gleich darunter die Federdecke des Wappenschilds von Franz de Paula Schmid. Sie wirkt bereits auf geringer Distanz wie ein aufgerissenes Maul und bekommt dadurch eine spezifische schauerliche Note.

Der Wappeninhalt von Lorenz Prehauser taucht sogar in beiden Büchern ausgiebig auf. In beiden Fällen ist es ein realistisch gestaltetes Palasteck mit Säulenportikus und rustiziertem Torbogen, präsentiert vermutlich vom Goldschmied selbst.

Ein weiteres markantes Beispiel ist der Eintrag zu Johann Georg Uhl. Im älteren Wappenbuch ist die Einbettung des Wappens als Altaraufbau in ein Proszenium zu erkennen. Dabei spielen Blumenranken und zwei Putti eine besondere Rolle: Der obere Putto rafft den rosa Stoff des Vorhangs zusammen, der andere Putto unten präsentiert ein mit Schokolade oder Dunkelbier gefülltes Glas, das das Gegenstück der Wappendarstellung (Löwe mit Becher) bildet.

FORMELHAFTE ÜBERSICHTLICHKEIT. Das jüngere Wappenbuch ist in der ersten Hälfte als Kopie des älteren angelegt und besticht in diesem Teil durch eine gute, gar formelhafte Übersichtlichkeit einer kunstvoll ausgeführten klassischen Blasonierung (Wappenbeschreibung). Aber im originalen Teil sind einige erwähnenswerte Eigentümlichkeiten der Wappenausprägungen zu nennen. Vorher aber noch ein Beispiel, die Übernahme betreffend: Martin Maus spielt mit seinem Namen und

Wappen aus dem älteren Wappenbuch: von Johann Michael Hirzig, Franz de Paula Schmid (hier das Wappen in seiner Vorform, die beschriftete Version auf der Folgeseite im Wappenbuch) und Lorenz Prehauser, dessen Wappen ein palastartiges Architekturelement zeigt. Unten das aufwendig gestaltete Wappen von Johann Georg Uhl: Ist in dem Humpen, den der untere Putto in der Hand hält, ein dunkles Bier oder Schokolade? FOTOS: STADTARCHIV MÜNCHEN

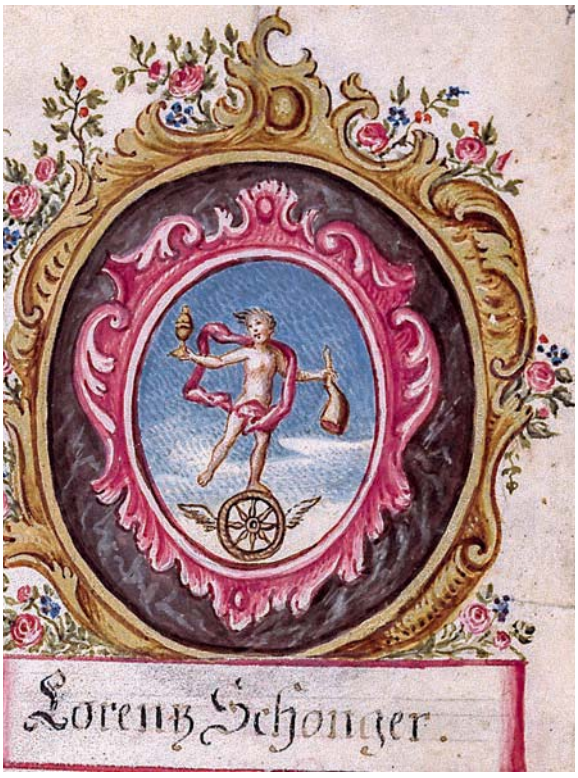
Ein Beispiel für selbstredende Wappen ist jenes des Martin Maus aus dem jüngeren Wappenbuch – hier ein Detail: Zwei Mäuse recken sich nach einer Schinkenkeule. Der grafische Aufbau lenkt den Blick nach oben zu einem Ring
Unten: Ein wenig an einen Schinken denken lässt auch der Gegenstand, den die Fortuna in Lorenz Schongers Wappen in der linken Hand hält – vermutlich ist es aber das für die Schicksalsgöttin typische Füllhorn, allerdings im geleerten Zustand. Daneben das Wappen von Joseph Eigenstueler mit Tiara und gekreuzten Schlüsseln, wie man sie vom Wappen des Vatikans kennt.
FOTOS: STADTARCHIV MÜNCHEN

zeigt zwei Mäuse, die sich im Zentrum zur Schinkenkeule hochrecken und damit ähnlich wie die Betrachteraugen verfahren, die entlang der beiden Rüstungsarme hoch zum präsentierten Ring wandern. Die Darstellung ist in beiden Wappenbüchern zu sehen, aber nur im jüngeren ist es so deutlich erkennbar, dass alle Teile zu einem Ganzen werden können.

Bei Lorenz Schonger ist eine herrliche Fortuna auf dem Rad zu sehen. Sie hält neben einem Doppelpokal einen Gegenstand in der anderen Hand, der entweder ein Blashorn, eine Schinkenkeule oder ein leeres Füllhorn sein kann. In jedem Fall stellt sich das Glück bei den Werken des Silberarbeiters Schonger ein. Die Göttin mit Pokal hat ihr berühmtes Vorbild in dem „Großen Glück" von Dürer, der das Motiv wiederum von dem Poliziano-Gedicht von 1498 kannte.

Peter Streißl besitzt zwei überhäufte Füllhörner im Wappenrahmen und Andreas Spirz einen Drahtkäfig als Wappeninhalt, in dem ein Löwe mit Monstranz oder Pokal zu sehen ist, der von einem Mann mithilfe einer mächtigen Tür weggesperrt wird.

Schließlich ist noch auf Vater und Sohn Eigenstueler hinzuweisen, die in ihrem Wappenauszug mit nichts geringerem als der päpstlichen Tiara und gekreuzten Schlüsseln daherkommen. Besonders beim Wappen des Vaters ist festzustellen, dass ein Schlüssel aus Gold, der andere aus Silber ist. Eine Erklärung für diesen Umstand ist nicht ersichtlich. Vor allem bleibt auch unbestimmt, welche Bedeutung die Tatsache hat, dass der Bart des goldenen Schlüssels nach rechts (also heraldisch links) gerichtet ist. Dies ist seit der vatikanischen Verfassung von 1929 das Staatswappen der Vatikanstadt – im Gegensatz dazu zeigen sowohl jedes päpstliche Regierungswappen wie auch das nichtstaatliche Völkerrechtssubjekt Heiliger Stuhl die beiden farbigen Schlüssel umgekehrt (Bart des goldenen Schlüssels nach heraldisch rechts). Womöglich ist diese Beobachtung aber ohne Belang, da 1761 eine derartige Unterscheidung noch nicht notwendig und aktuell war.



Die Wappen der vier Goldschmiede Zschokk im älteren Wappenbuch. Die ersten wurden von Vater, Sohn und Enkel geführt, beim vierten Wappen legt die große Ähnlichkeit ein Verwandtschaftsverhältnis nahe.

Im jüngeren Wappenbuch findet man die Familienwappen der vier Goldschmiede Weishaupt, neben Thomass einer der beiden historischen Zunftnamen, die bis heute in der Münchner Goldschmiedeszene vertreten sind. FOTOS: STADTARCHIV MÜNCHEN

Eine besondere Note enthält das Wappen des Theobald Böhm, zeigt es doch in der Bekrönung einen Ehrenkranz. Der bezieht sich höchstwahrscheinlich auf den gleichnamigen Vater des Goldschmieds, der als Hofmusikus berühmt wurde durch die nach ihm benannte Querflöte.

Die vielen Meisternamen auf drei verschiedenen Listen und in zwei als Quellen angesehenen Publikationen machen es erforderlich, für die nachweisbare Zeit der Zunft zwischen 1484 und 1868 eine zusammenfassende, referentielle und chronologische Liste mit 410 Nummern zu erstellen, in der jeder Name in geeigneter Schreibweise eindeutig einer Person zugeordnet werden kann. Diese Liste wird KK-Liste genannt.

FAMILIÄRE WAPPENTRADITION. Zum Schluss ein Blick auf mögliche Familienwappen anhand der Namensbeispiele Zschokk und Weishaupt. Bekannt sind vier Goldschmiede mit dem Nachnamen Zschokk aber mit unterschiedlichen Vornamen: Ferdinand, Georg, Johann Georg, Franz Joseph. Man weiß von den ersten drei, dass sie Vater, Sohn und Enkel, verwandtschaftlich also eindeutig zuzuordnen waren. Der Familienbezug von Franz Joseph ist unklar. Wie sehen die entsprechenden Wappen aus? Sie zeigen alle vier – im älteren gleichermaßen wie im jüngeren Wappenbuch – jeweils eine Elster (die in der Bekrönung wiederholt wird) zwischen zwei Ranken und in einem hölzernen Nest stehen. Aufgrund der deutlichen Ähnlichkeit wird auch Franz Joseph ein Teil der Familie Zschokk gewesen sein.

Vergleichbar verhält es sich mit dem Namen Weishaupt. Hier gibt es die Vertreter Anton, Carl, Max I und Max II, die Vater (A), Sohn (C), Enkel (MII) und Bruder von C (MI) sind. In allen Fällen haben wir als Zentralmotiv einen gerüsteten Kämpfer mit Spitzhelmschild und Schwert vor uns.

1993 konnten in München noch sieben Goldschmiedegeschäfte festgestellt werden, deren Firmenname aus dem 19. Jahrhundert stammen. Heute sind es nur noch vier, davon nur zwei aus der Zunftzeit. Die beiden Namen Carl Thomass (KK 359, Firma seit 1891) und Carl Weishaupt (KK 329, Firma seit 1870) weisen in der Münchner Goldschmiedezunft auf jeweils eine Gerechtsame für Goldarbeiter und Silberarbeiter hin. Die Gerechtsame (damit verbunden Werkstatt und Einrichtung) für Thomass ist bis 1752, für Weishaupt sogar bis 1692 nachweisbar. *Matthias Klein*

Literatur

Max Frankenburger, Die Alt-Münchner Goldschmiede und ihre Kunst, München 1912.
Matthias Klein, Das Münchner Goldschmiedegewerbe von 1800-1868, Meister – Marken – Materialien, München 1993.
Matthias Klein, Münchner Goldschmiedekunst (Ausstellungskatalog), München 1993.
Matthias Klein, Der Landsberger Goldschmied Hanns Kistler (gest. 1460) und die Monstranzen des Benediktinerklosters Tegernsee, München 2000.
Matthias Klein, Das Stadt- und Bürger-Denkmal in München zwischen 1818 und 1869, Öffentliche Monumente, Grabdenkmäler, Geschenke, München 2005.
Matthias Klein: Münchner Goldschmiede bis zum Ende der Zunftordnung 1868, Wappenbücher, Meisterlisten, Markentafel, München 2020.

Frankenpatriotismus an Weihnachten

Wie in Bamberg das Krippenverbot von 1803 zum Widerstand gegen die Annexion durch die Wittelsbacher interpretiert wurde

Jede Region hat ihre eigenen Rituale, die die Familien in den stillen Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr davor bewahren, mit ihren Kleinen in das Minenfeld der Langeweile zu geraten. Zum Beispiel: Bamberg. Spätestens dann, wenn die Gans bis auf den letzten Knochen abgenagt ist, sich die Festtagstischdecke vor der Waschmaschine herumdrückt und die neuen Spielsachen im Fundus der alten aufgegangen sind, ist es an der Zeit, neue spirituelle Kraft zu tanken. Auf geht's zu einem Bummel durch die weitläufige Bamberger Altstadt.

Pflichtziel: Seit die Kirche des Klosters Michelsberg 2012 wegen Einsturzgefahr auf unbestimmte Zeit geschlossen werden musste – die Sanierung des Gotteshauses wird sich bis mindestens 2025 hinziehen, die des weitläufigen Konvents bis 2030 – hat sich die vom Volksmund schlicht als Obere Pfarre bezeichnete Kirche Unsere Liebe Frau als neue Pflicht- und Hauptstation herauskristallisiert. Beziehungsweise die Krippe, die stets zum ersten Advent im linken Seitenschiff des außen gotischen, innen üppig barocken Monumentalbaus aufgestellt wird. Die raumgreifende, detailverliebte Inszenierung der biblischen Weihnachtsgeschichte ist mehr als nur ein beeindruckendes Meisterwerk fränkischer Volkskunst. Sie transportiert weit mehr als die frohe Botschaft von der Menschwerdung Gottes, von der sich im Jahr X des Missbrauchsskandals und der Kirchenaustrittswelle wohl auch nur die Minderheit der bedingungslos Glaubenstreuen angezogen fühlen würde.

178 menschliche Figuren, ein ganzer Zoo an Tieren und ein beachtliches Stadtviertel aus bis zu 80 Kilogramm schweren Bauten stehen Otmar Deuber, der die Miniaturwelt seit Jahrzehnten betreut, zur Verfügung, um zunächst die Verkündigung der unbefleckten Empfängnis durch den Erzengel Gabriel, dann die vergebliche Suche von Josef und Maria nach einer Herberge und an Weihnachten selbst natürlich die Geburt von Je-

Die Krippe in der Oberen Pfarre ist eine der bekanntesten in Bamberg. Ihr Bestand stammt aus verschiedenen Zeiten und aus geretteten Ensembles anderer Kirchen. Die ältesten Figuren wurden im 18. Jahrhundert angefertigt. Eine neuere Zutat ist natürlich das Schild „Willkommen in Franken“ (linke Seite).

FOTOS: DPA/DAVID EBENER, MARTIN DROSCHKE

sus auf einer zwölf mal drei Quadratmeter großen Bühne nachzuerzählen.

Verpackt und ins Deopt verbracht wird das Figurenmeer erst Mitte März. Bis dahin stehen Deuber und seinem Team noch fünf weitere Umbauten bevor: Es werden unter anderem die Flucht nach Ägypten, der Besuch des zwölfjährigen Jesus im Tempel und die Hochzeit von Kanaan aufwendig in Szene gesetzt.

Je nach der Route des Spaziergangs durch Bamberg, werden die Augen von Groß und Klein sich im Lauf des Nachmittags – so will es das Ritual – an etlichen weiteren Krippen weiden. Unbestritten: Die Tradition, an Weihnachten Christi Geburt mit lieblichen Figürchen nachzustellen, lockt die Menschen in ganz Bayern, ja Europa, in den letzten Dezembertagen in Scharen in die Kirchen. Wie bereits die Anzahl der öffentlich zugänglichen Krippen verrät, misst man dem um die Wende zum 17. Jahrhundert entstandenen Brauch in Bamberg eine Bedeutung bei, die sich im Gegensatz zum übrigen Bayern nicht alleine mit einem von Glühwein- und Lebkuchenduft befeuererten, kollektiven Sentimentalitätsschub erklären lässt. Der sogenannte Bamberger Krippenweg, der 1984 auf Initiative der in einem Verein organisierten Hobby-Krippenbauer ins Leben gerufen wurde und der zu allen frei zugänglichen Inszenierungen der Weihnachtsgeschichte führt, setzt sich aus 39 Stationen zusammen. Sie verteilen sich über das gesamte Stadtgebiet (und darüber hinaus), weshalb man ihn sich entgegen seines Namens freilich nicht als eine fest vorgegebenen Route vorstellen darf: Vielmehr handelt es sich um einen Stadtplan, der jährlich neu aufgelegt wird. Er verzeichnet die Krippen von 21 Gotteshäusern und verweist auf acht Museen, die sich ausschließlich der Krippenkunst widmen oder bei denen der Krippenbau saisonal im Mittelpunkt steht. Nicht eingetragen sind jene Hunderte von Schaufenstern, mit denen sich der kleine Friseursalon, das große Kaufhaus, ja sogar Cafés und Kneipen am Kult um die Miniaturwelten beteiligen.

HISTORISCHER EXKURS. Dass die Franken seit nunmehr knapp 220 Jahren mit dem Süden Bayerns fremdeln, zumindest rethorisch auf die Rücknahme des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 pochen, genauer gesagt den bereits 1801 auf dem internationalen politischen Parkett und damit über ihre Köpfe hinweg von Napoleon genehmigten Anschluss Frankens an das Stammland der Wittelsbacher, das bayerische Kurfürstentum, als eine maximal ungerechte Bösartigkeit bewerten, ist bekannt. Weit weniger fest im Bewusstsein verankert ist die Einsicht, dass es die fränkische Identität ohne das machtpolitische Geschick der Wittelsbacher, die während der Napoleonischen Kriege im richtigen Moment die Seite zu wechseln wussten, nicht geben würde, dass das fränkische Selbstgefühl von heute auf

der 1803 nachträglich legitimierten Inbesitzname basiert.

Bevor die Ära Napoleon die Landkarte Europas gleich mehrfach überschrieb, befanden sich im Nordwesten des heutigen Bayern drei große Staaten, die sich nicht gewogen waren – die Kirchenfürstbistümer Würzburg und Bamberg sowie das Markgrafentum Ansbach-Bayreuth. Darüber hinaus fanden sich dort ein paar freie Reichsstädte, darunter Nürnberg. Als seine Untertanen hatten sich die Einwohner Bambergs ausschließlich zu ihrem Fürstbischof zu bekennen, die ihnen abverlangte Loyalität schloss ein klammheimliches Misstrauen gegen die Würzburger und eine offene Feindseligkeit gegen das Markgrafentum ein, das sich mit dem Teufel in Person Martin Luthers, eingelassen hatte, und 1791 obendrein vom protestantischen Preußen geschluckt wurde.

Dann der August 1801. Der Wittelsbacher Kurfürst Maximilian I. Joseph lässt sich von Napoleon schriftlich versichern, dass er für den Verlust seiner linksrheinischen Gebiete an Frankreich unter anderem mit den Fürstbistümern Bamberg und Würzburg entschädigt wird. Er wartete bis Anfang September 1802. Dann schuf er Tatsachen: Seine Soldaten marschierten in Bamberg ein. Am 29. September 1802 unterzeichnete Fürstbischof Christoph Franz von Buseck eine Urkunde, mit der die 800-jährige Souveränität des Bistums endete. Er entband seine Beamten und Untertanen von ihrer Gehorsamspflicht.

NACH BAYERN. Ob sie es wollten oder nicht: Die Bamberger waren fortan Bayern, ihr Dom und alle Liegenschaften und Ländereien des Fürstbistums bayerisches Staatseigentum. Für das Volk begann eine Zeit, die von gravierenden, über Nacht verordneten Umbrüchen geprägt war, die in alle Bereiche des Alltags eingriffen und dadurch für den Einzelnen infrage stellten, ob es ihm auch morgen möglich sein würde, sich zumindest seine existenziellen Grundbedürfnisse zu erfüllen. Denn neben der politischen und sozialen Ordnung waren auch das eingeübte Gefüge des Wirtschaftens und mit ihm die Versorgung mit Lebensmitteln und medizinischer Hilfe über Nacht außer Kraft gesetzt.

Bei den Würzburgern, den Markgräflichen und den Nürnbergern lief es nicht viel anders ab. Franken, vormals ein Flickenteppich der Zugehörigkeiten, wechselte in die Rolle eines sowohl geografisch geschlossenen, als auch mental homogenen Leidensraums. Höhepunkt der Kränkung und wichtigster Motor für die Ausformung der fränkischen Identität: Der Abtransport des um 1455 geschmiedeten fränkischen Herzogschwerts aus Würzburg, der *Vier Apostel* des Malergenies Albrecht Dürer aus Nürnberg und der Kronen der Bistumsgründer, des Heiligen Heinrich und Kunigunde aus Bamberg, nach München. Noch heute wird in Franken in beinahe regelmäßigen zeitlichen Abständen und durch eine immer gleiche rethorische Figur die Empörung neu aufgekocht, dass sich die Wittelsbacher in den Schatzkammern Frankens mit derselben Schamlosigkeit bedienten wie die Conquistadoren bei den Inkas. Die rethorische Figur besteht aus der Öffentlichmachung einer Anfrage an die entsprechende staatliche Sammlung in München, einzelne Beutestücke für eine Ausstellung vorübergehend nach Franken zurückzuholen, und wird mit der immer gleichen Begründung abgelehnt, dass die Artefakte hierfür leider mittlerweile zu fragil sind.

DAS DEBAKEL MIT DEM BIER. Zurück zu den sich überschlagenden Ereignissen der Jahre 1802 und 1803 und im Speziellen zur nur selten wissenschaftlich untersuchten Lawine an existenziellen Drohkulissen, als die die Säkularisation über viele der ungebildeten, noch von einem engen Korsett mittelalterlich geprägter Konventionen bestimmten, einfachen Menschen niederwalzte. Ein Beispiel: Obwohl die Strukturen von Wirtschaft und Verwaltung, die mit der Aufhebung des Fürstbistums zerstört worden waren, selbstredend noch längst nicht durch neue hatten ersetzt werden können, ließ Kurfürst Maximilian I. Joseph am 30. November 1802 das Kloster auf dem Michelsberg beschlagnahmen. Damit standen nicht nur dessen Mönche und Laien vor dem Abgrund des Nichts. Zum Kloster gehörten auch 114 Dörfer, deren Bewohner in allen Lebensbereichen von diesem abhängig waren. Wie stark, lässt sich an einem vermeintlich unspektakulären Detail gut festmachen: ihrem Flüssigkeitsbedarf. Ihren Durst mit Wasser zu stillen war für sie tabu, da es mit Krankheitserregern verseucht war. Ob klein oder groß, morgens, mittags oder abends: Man trank Bier. Dessen Beschaffung war durch den Bierzwang geregelt. Er schrieb vor, dass die Dörfer des bisherigen Klosterbesitzes ihr Bier ausschließlich aus der Klosterbrauerei auf dem Michelsberg zu beziehen hatten, verbot ihnen auch, selbst zu brauen. Bis die Behörden ihnen eine neue Sudstätte zuwiesen, saßen sie auf dem Trockenen. Aufgehoben wurde der Bierzwang erst 1811. Zugleich war das Kloster auf dem Michelsberg ein Hauptakteur bei der medizinischen Versorgung der Bamberger. Hier dauerte es ein Jahr, bis die Lücke in Form des bis heute bestehenden Bürgerspitals geschlossen wurde.

Man kann sich die Stimmung in der Stadt und ihrem Umland vorstellen – und ebenso, dass sie sich erst recht nicht aufhellte, als am 4. November 1803 die des Lesens kundigen Bamberger ihren Mitbürgern von dem in der Zeitung publizierten Erlass erzählten, der für ganz Franken, ja Bayern, galt, aber nirgends sonst mit vergleichbar

Mal auf edlem Paradekissen, mal auf Stroh gebettet ist das Jesuskind mit Maria und Joseph der Mittelpunkt der weihnachtlichen Krippeninszenierungen – hier in St. Michael (Maria mit aktueller Corona-Maske) und im Dom FOTOS: MARTIN DROSCHKE

intensiven und nachhaltigen Nebenwirkungen einhergehen sollte.

AUFKLÄRERISCHES KRIPPENVERBOT. „Sinnliche Darstellungen gewisser Religionsbegebenheiten", setzt Bayerns Generalkommissär für die neuen fränkischen Gebiete, Friedrich Karl von Thürheim, darin mit Bezug auf die knapp ein Jahr zuvor eingeführte allgemeine Schulpflicht ein, „waren nur in einem solchen Zeitraume nützlich oder gar nothwendig, in welchem es an geschickten Religionsdienern fehlte, die Unterrichtsanstalten noch sehr selten und ganz mangelhaft waren, und das Volk noch auf einer so niedrigen Stuffe der Cultur und Aufklärung standen, daß man leichter durch Versinnlichung der Gegenstände, als durch mündlichen Unterricht und Belehrung auf den Verstand wirken und dem Gedächtnis nachhelfen konnte. Zu diesen sinnlichen Gegenständen gehören Krippen (…). Da die Einwohner der fränkischen Provinzen seit geraumer Zeit so weit in der religiösen Aufklärung fortgeschritten und die Unterrichtsanstalten schon lange dahin gediehen sind, daß es solcher Vehikel zur religiösen Aufklärung und Belehrung nicht mehr bedarf (…), so werden die Beamten und Pfarrer angewiesen, die Aufstellung der Krippen in ihrem Amts- und Pfarreybezirke, wo sie bisher noch üblich war, künftig nicht mehr zu gestatten".

Auf den Punkt gebracht: Das öffentliche Aufstellen von Krippen, ihre Präsentation in Kirchen, war ab diesem Tag verboten.

Wenngleich sich die Bamberger über andere Verbote freimütig hinwegsetzten, beispielsweise das den Bruderschaften im Januar 1802 untersagte Schmücken des Hauses eines verstorbenen Mitglieds mit Führhangtüchern (aufwendig mit religiösen Motiven verzierten Fahnen), waren die innig geliebten Krippenszenerien bereits im Advent desselben Jahres aus den Gotteshäusern verschwunden. Je nach Mut und politischer Haltung des Pfarrers, des Mesners und der für Reparaturen, Ergänzungen und ihren Aufbau zuständigen Bruderschaft landeten etliche auf dem Müll, fanden andere in Privathaushalten eine neue Bleibe. Oder sie wurden, denn man weiß ja nie, ob sich das Blatt nicht doch noch zum Guten wendet, in einem Versteck eingemottet. Ein Beispiel hierfür ist die Obere Pfarre.

Wer bei seinem Besuch des weihnachtlich geschmückten Gotteshauses genau hinsieht, wird feststellen, dass dort nicht alle Krippenfiguren wirklich zueinander passen. Einige sind kleiner als die von Pfarrer Andreas Augustin Schellenberger auf dem Dachboden in Sicherheit gebrachten Kleinplastiken aus der Barockzeit und der Ergänzungen aus den letzten knapp 200 Jahren. Sie stammen aus dem 1806 aufgelösten Bamberger Franziskanerkloster, dessen Kirche 1810 abgebrochen wurde, und haben die Verbotszeit ebenfalls unbeschadet überstanden. Auch die Krippe von St. Gangolf, der ältesten Kirche Bambergs, konnte gerettet werden, wurde aber 1920 durch einen neuen Figurenfundus ersetzt. In St. Martin, Bambergs Jesuitenkirche, haben sich zumindest acht Figuren von vor 1803 erhalten.

Der Weg, den die Krippe von St. Martin nach 1803 gegangen ist, hilft uns nachzuvollziehen, wie schnell die biblischen Miniaturwelten mit einer patriotischen Botschaft aufgeladen wurden,

sich zu einem für jedermann eingängigen Symbol für die immerwährende Ablehnung der Zugehörigkeit zu Bayern und dem Wunsch nach Wiederherstellung der staatspolitischen Unabhängigkeit der Leidensgemeinschaft Franken wandelte. Im Dezember 1804 wurde sie in einem eigens frei geräumten Zimmer im Privathaus eines reichen Bürgers aufgebaut, der sie für kleines Geld erworben hatte. Statt sich, wie von Graf von Thürheim gefordert, aktiv für die Aufklärung und damit für das Kurfürstentum auszusprechen, verlagerten die Bamberger den Krippenkult und mit ihm die Lobpreisung ihres in sinnlichem Katholizismus der Gegenreformation erstarrten Fürstbistum ins Private. Jeden Gast, der zu Ochs und Esel vorgelassen wurde, erhob der Anblick des Phantasiebethlehems in den Rang des Eingeweihten.

LATENTER PATRIOTISMUS. Als König Ludwig I. das Krippenverbot am 16. Dezember 1825 aufhob und die Pfarrer den Verkauf ihrer Figuren bitter bereuten, war es zu spät: Weihnachten für Weihnachten hatten die Bamberger im Verborgenen ihr Widerstandsgelöbnis erneuert. „Und noch jetzt“, nach zwei Jahrzehnten erzwungener Kirchenabstinenz, „ist Bamberg eine wahre Heimstätte der Weihnachtskrippe“, jubelte ein Domvikar namens Cavallus 1826 in einem Buch, das seinen Schäfchen den korrekten religiösen Umgang mit den Schaustücken neu ans Herz legte.

Dass die Fähigkeit, die latente patriotische Botschaft der Bamberger Krippen zu dechiffrieren, bis heute durch das Ritual des winterlichen Familienstadtbummels von einer Generation an die nächste weitergegeben wird, ist auch der Initiative von Johann Förstel zu verdanken. Am 9. November 1919 lud der Dekorationsmaler 15 Krippenbegeisterte, darunter sieben Geistliche und einen Mesner, dazu ein, mit ihm den bereits erwähnten Krippenverein zu gründen, der bis heute existiert. Wie könnte es anders sein, hat er als Ausstellungsraum eine Kapelle, die 1802 in Staatsbesitz übergegangen war und dem Kurfürstentum bei ihrer Versteigerung weit weniger Geld einbrachte als erhofft, da kaum jemand wusste, was er mit dem im 11. Jahrhundert errichteten Gemäuer hätte anfangen sollen. Mal war diese Maternkapelle nur ein Lagerraum, dann wurde dort Seife gesiedet – 1904 kaufte sie das Erzbistum zurück und überließ sie 1930 den Krippenfreunden. Die dortige Ausstellung selbstgebauter figürlicher Bibelinszenierungen ist ein weiteres Highlight und Pflichtziel des Bamberger Krippenwegs.

Dass das bis 1803 nicht minder krippenbegeisterte Würzburg seinem ewigen Konkurrenten das patriotische Symbol zur Alleinnutzung überließ, lässt sich ebenfalls erklären. Als Wirkungsort der Missionare Kilian, Kolonat und Totan formte sich Würzburg seine Identität stets aus der Legende, der Ausgangsort der Missionierung Frankens gewesen zu sein. Dort drängte sich deshalb die Wiederaufnahme der 1802 verbotenen, mehrtägigen Wallfahrt zum Kreuzberg auf, um mit letztlich derselben politisch-patriotischen Botschaft aufgeladen zu werden.

Der Lokalpatriotismus des winterlichen Familienrituals verkennt freilich, dass die politischen Entwicklungen der Aufklärungszeit, die in den Ereignissen der Jahre 1802/03 mündeten, zu komplex waren, um einen Alleinschuldigen auszumachen sowie die Rolle eines Opfers zu vergeben. Ein Blick auf die Bemühungen der Fürstbistümer, einer Reform von außen durch Eigeninitiative zuvorzukommen, fördert Fakten zu Tage, die das Selbstbild manches Krippenfreunds erschüttern könnten.

Wir befinden uns am Beginn des 18. Jahrhunderts und damit am Ende des Gewaltakts der Gegenreformation, mit dem das konfessionell zerrissene Europa zu einem neuen machtpolitischen Gleichgewicht gefunden hat. Erst in diesem kurzen Moment des Durchatmens wurden sich Deutschlands Fürstbischöfe bewusst, dass parallel zur Glaubens- auch eine wirtschaftliche Zeitenwende erfolgt war und sie Gefahr liefen, auf diesem Feld ins Hintertreffen zu geraten. Es war nicht zu übersehen, dass sich zum Beispiel der durchschlagende wirtschaftliche Erfolg der Hugenotten, die der Markgraf von Ansbach-Bay-

Bei der Guckkastenkrippe in St. Gangolf setzt man auf dramatische Lichteffekte. Die Glieder der Figuren, die aus dem 18. bis 20. Jahrhundert stammen, sind beweglich. Im Depot befindet sich auch eine Fastenkrippe. FOTOS: STEFAN GAREIS

reuth 1686 in Erlangen und damit direkt vor den Toren des Bistums Bamberg angesiedelt hatten, auch aus ihrem reformierten Glauben speiste, der dem Fleiß und dem weltlichen Erfolgsstreben einen höheren Wert beimaß als den sinnlichen Wucherungen der Reliquienanbetung. Insbesondere die Fürstbischöfe von Mainz, Würzburg und Bamberg nahmen sich das von Papst Clemens XIV. 1773 ausgesprochene Verbot der Jesuiten zum Vorbild, die mit ihrem theatrum liturgicum, ihrem zum Spektakel gesteigerten Gottesdienst die Inbrunst über die Pflicht des Bauern gestellt hatten, seine Felder zu bestellen.

REFORMEN DES FÜRSTBISCHOFS. Franz Ludwig von Erthal, ein glühender Parteigänger der Aufklärung, der 1779 in Personalunion zum Fürstbischof von Bamberg und Würzburg ernannt wurde, nahm bis zu seinem Tod 1795 umfassende Reformen in Angriff, deren Stoßrichtung sich letztlich von den späteren Erlassen des bayerischen Kurfürsten nur darin unterschied, dass er die verschachtelten kirchlichen Macht- und Besitzverhältnisse nicht antasteten wollte. Da er stets auf einen innerkirchlichen Interessensausgleich beharrte, waren selbst die radikalsten seiner Projekte bald wieder aufgeweicht. Sein Vorgänger Adam Friedrich von Seinsheim, der ebenfalls über Bamberg und Würzburg herrschte, hatte seinem Volk bereits die Anzahl der Feiertage von 44 ganzen und zehn halben auf nur noch 18 ganze gekürzt. Da die verbliebenen gut zweieinhalb Wochen der arbeitenden Bevölkerung aber nicht ausreichten, um sich zu erholen und gleichzeitig ihren religiöse Pflichten nachzukommen, nahm von Erthal die Streichung zurück und wandte sich dem Wallfahrtswesen zu, einer der Ursachen des hohen Bedarfs an freien Tagen. In einem ersten Schritt untersagte er mehrtägige religiöse Wanderungen, in einem zweiten ließ er Wallfahrten zu Zielen umleiten, die in der unmittelbaren Nähe lagen. So führte die erwähnte traditionelle Prozession der Würzburger Kiliansbruderschaft auf den 70 Kilometer entfernten Kreuzberg 1789 erstmals lediglich zum noch im Stadtgebiet gelegenen Käppele. Klöster und Bruderschaften wurden zwangsvereint. Heilige Gräber, außen an die Kirchen angebaute Loggien, in denen die biblische Ölbergszene mit lebensgroßen Figuren nachgestellt wurde, um den Gläubigen einen Ersatz für die seit dem Ende der Kreuzzüge nicht mehr mögliche Pilgerfahrt nach Jerusalem zu bieten, mussten auf Anordnung des Fürstbischofs zugemauert werden. Auch der Krippenkult war dem spartanisch eingestellten Herrscher ein Dorn im Auge. Nachdem Mainz bereits 1787 das Aufstellen von Kirchenkrippen untersagt hatte und Regensburg am 5. Januar 1789 mit einer Verordnung nachgezogen war, die nur noch einfache Weihnachtskrippen erlaubte, beschränkte von Erthal den populären Brauch für seine Bistümer auf „nur noch einige Kirchen“ und ein Schrumpfformat, durch das die Miniaturwelten „lediglich kleinen Kindern zum Vergnügen dienen können.“

Das Krippenverbot war folglich bereits Teil der Bamberger Glaubensrealität, als es Kurfürst Max I. Joseph 1802 durch seinen auch für Altbayern und Bayerisch-Schwaben gültigen Erlass noch einmal einen Tick verschärfte und erneuerte.

Martin Droschke

Knirpse mit Mitra

Weihnachtliches aus Bamberg im 16. Jahrhundert: Kinder schlüpfen in die Rolle des Bischofs

Eine Darstellung dreier Kinder in kirchlicher Kleidung in einer Handschrift des 16. Jahrhunderts der Staatsbibliothek Bamberg erweckte 1877 das Interesse des Kaplans Heinrich Weber (1834 bis 1898), des späteren Professors der Geschichte am Lyceum in Bamberg. Seit den 1870er-Jahren hatte er sich vorwiegend der kirchlichen und profanen Kunst- und Kulturgeschichte Bambergs gewidmet. Im Zusammenhang mit dem Weihnachtsfest, aber noch mehr mit der kolorierten Zeichnung eines sogenannten Schülerbischofs mit zwei Ministranten nimmt die in dieser Art gezeigte Darstellung einen Mittelplatz im europäischen Vergleich ein.

An mittelalterlichen Dom-, Stifts- und Klosterschulen herrschte der Brauch, an bestimmten Festtagen oder an deren Vorabend aus den Reihen der Chorknaben, jungen Kleriker und Kanoniker einen „Bischof" zu wählen. Ein möglicher Zusammenhang mit vor- und außerchristlichen Bräuchen in römischen und orientalischen Kulten (Kalenderfesten, Saturnalien, Narrenkönig) wurde in der Forschung lange und intensiv diskutiert.

GEDENKEN AN DIE OPFER DES HERODES. Schon seit seiner ersten Erwähnung in St. Gallen im Jahr 911 anlässlich einer „processio infantum", während der Vesper am Tag der Unschuldigen Kinder (28. Dezember) in Anwesenheit des deutschen Königs Konrad I. (regiert 911 bis 918), lief das Bischofsspiel im Wesentlichen – trotz unterschiedlicher Ausgestaltung – überall ähnlich ab. Mit dem 28. Dezember wurde der Kinder gedacht, die auf Befehl des Königs Herodes in Bethlehem an Jesu Geburt getötet worden sein sollen. Versehen mit bischöflichen Pontifikalgewändern und Insignien (Krummstab, Mitra) zog der Gewählte in feierlicher Prozession, in Begleitung kindlicher „Diakone" oder „Kapläne" sowie der übrigen Schülerschaft, in die Kirche ein, wo er und sein Gefolge das hohe Chorgestühl einnahmen.

Den Gottesdienst zelebrierte der Kinderbischof nicht. Jedoch war ihm erlaubt, vor allem zu den Vespern einen Teil der kultischen Aufgaben wahrzunehmen. So durfte er geistliche Reden verlesen, die Kollekte singen und den Segen spenden. Zu diesen liturgischen Diensten traten zunehmend abendliche Umzüge und Umritte, Vermummung der Teilnehmer, Gastmähler sowie „Steuer-" und Tributforderungen als weltliche Höhepunkte des Festes. Ab dem Ende des 12. Jahrhunderts arteten die Umzüge und Bittgänge aus. Klagen über blasphemische Handlungen, aufdringliche Bettelei, nächtliches Singen in den Straßen und übermäßige Verschwendung mehrten sich in Frankreich, den Niederlanden, auch in England und Deutschland. Entsprechende Einschränkungen verlagerten das Brauchgeschehen deshalb im Laufe folgender Jahrhunderte wieder mehr in den Kirchenraum.

Nach wie vor erlaubte die Wahl des Kinderbischofs entweder für wenige Tage um den 6. oder 28. Dezember beziehungsweise auch über die gesamte Zeitspanne einen Rollentausch im Sinne eines Verses des Lobgesangs Marias „Magnificat anima mea dominum": „Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles" (Die Mächtigen hat er vom Thron gestoßen und die Geringen erhöht). Es ließe sich auch verweisen auf das Bibelzitat (Mt 23,12): „Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden" (vgl. Lk 14,11; 18,14). Damit war die Mahnung an die Geistlichkeit verbunden, sich der Vergänglichkeit irdischer Macht gegenwärtig zu sein und sich vor Amtsmissbrauch zu hüten. Für die Kinder, die den Brauch praktizierten, bedeutete es wiederum eine spielerische Vorbereitung auf künftige Amtsbefugnisse und –funktionen. Einige Textbeispiele aus der Bamberger Schrift (um 1581/1583) lassen den Ablauf transparent werden:

So wird berichtet, dass nach „alter Gewohnheit" fristgemäß acht Tage vor dem Nikolausfest ein frommer Knabe in St. Stephan durch den dortigen Schulmeister und die anderen Schüler auserwählt wurde. Am Nikolausabend, wenn zum Vespergottesdienst geläutet wurde, durfte dieser als „Bischoff, von der schul herab" sich mit zwei Begleitern („Asseclis") und Ministranten in den Chorraum begeben. Angetan mit einem „korrock" (Chorrock), darüber einen roten Umhang („ein schones rotes korkeplein"), eine Mitra („Inful") auf dem Haupt und den Bischofsstab in der Hand („baculum pastorale") betrat er würdig den Kirchenraum. Eingerahmt von den zwei Beglei-

tern, die ebenfalls in Chorröcken und gesprengelten Umhängen steckten, folgten der Schulmeister im Chorrock „sampt allen andern seinen schulern … in Chorrocken“, wie es sonst „durch das gantze jar, an sontag, festen vnnd feiertagen“ auch üblich war. Dreistimmig begannen dann Schulbischof und Begleiter „das gebreuchlich vnnd gewohnlich gesang an, Nicolai etc.“, gingen dann „under dem zusammenleuten“ in den Chor und der Kinderbischof erteilte „bey dem hohen altar“ die Benediktion, „mit dem stab, mit welchem er (fol. 297r) … ein kreutz macht gegen dem chor“.

Der von Schulmeister und Schülern gemeinsam gewählte „frumme gottforchtige knab“ ahmte nun im Weiteren mit seinen Begleitern den kirchlichen Ritus nach, ohne in possenhafte Übertreibung zu verfallen. Gleich den Domherren, ihrem Niedersetzen und Aufstehen, mussten sich der Schulbischof und seine Begleiter verhalten. Sobald das Magnifikat einsetzte, nahm der Ministrant zur Rechten den Stab, der zur linken Seite die Mitra vom Haupt des Knabenbischofs, „und haltens bede so lang, bis das Magnificat mit dem gloria patri gesungen. Als dan setzen sie dem Bischof die inful wiederumb auf, vnnd geben ime den stab widerumb in die handt“. Nach dreimaliger Beweihräucherung des Knabenbischofs und seiner Begleiter durch einen Helfer des Priesters, der die Messe am Altar zelebrierte, geht „der Bischof mit den seinen, sampt auch dem schulmeister vnnd schulern in gleicher ordnung wie zuvor im eingang aus dem Chor“ (fol. 297v) und segnet nochmals sich umwendend „mit einem kreutz des stabs“ die versammelten Laien sowie den Klerus.

Damit endete die Vesper und „ausserhalb des Chors, fangt der schulmeister widerumb das gewohnlich gesang an, Nicolai etc. vff trey stim vnnd singt mit dem knabe bis zu der schul“. Dort angekommen wurden die Gewänder bis auf die Chorröcke abgelegt und der kirchliche Ritus in der Johanneskapelle fortgesetzt („gehen vorther hinauf in Sanct Johannis Capeln, vnnd singen die prosa salve regina als in andern sontagen, festen vnnd feiertagen, in der ersten vnnd andern vesper durch das gantze jar der brauch ist“). Diese „vorgeschribene ordnung“ galt jeweils „an sontagen vnnd feiertagen, in der ersten vnnd andern vesper“ während der gesamten Adventszeit und endete erst „ in der heiligen Christ nacht, oder abent in der vesper“.

Selbstredend wurde den Brauchträgern im Anschluss eine unentgeltliche Mahlzeit, auch Geld zugewendet entweder am „tag vnnd fest Nicolai, oder zwischen disem fest, vnnd weihenachten“.

Die kirchliche Reformation und die Aufklärung setzten dem Kinderbischofsspiel im 18. Jahrhundert nicht nur in Bamberg ein Ende. Gleichwohl hinderte dies nicht eine Neubelebung ab den 1990er-Jahren zunächst an der Hamburger Hauptkirche St. Nikolai, wo Kinderbischöfe, darunter inzwischen auch Mädchen, zum Sprachrohr für Lebenswelten und Probleme der Kinder werden. Vielleicht gibt es auch in Bamberg eine Renaissance: Im Rahmen des 1000-jährigen Weihejubiläums von St. Stephan im vergangenen Jahr wollte man erneut einen Schülerbischof wählen. Das Vorhaben wurde coronabedingt abgesagt – aber nicht aufgegeben. Man wartet den Verlauf der Pandemie ab. „Wir wollen gerne diese Tradition wiederbeleben, natürlich ein wenig protestantisch weitergeführt, dass zum Beispiel der Kinderbischof auch eine Kinderbischöfin sein kann“, sagt Pfarrer Walter Neunhoeffer.

Gerhard Handschuh

Der Plan von St. Stephan in Bamberg, 2020 wieder einen Kinderbischof zu wählen, musste coronabedingt aufgegeben werden. Unten die Darstellung eines Kinderbischofs mit seinen beiden Begleitern im *Index omnium festorum,* einer Handschrift auf Pergament aus dem 16. Jahrhundert, die zu den Schätzen der Staatsbibliothek Bamberg gehört. FOTOS: DPA/DANIEL KARMANN, STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG/HV.MISC.476, FOL.251V)

Inhaltsverzeichnis 2021

„Ufo"-Jäger in Frankens Jurassic Sea. Hotspot für Fossiliensammler und Forscher: Eine Tongrube bei Buttenheim birgt viel Unbekanntes aus dem Erdmittelalter.
Von Karin Dütsch ..... Januar, Februar / Seite 3

Säumiges Genie. Der dänische Bildhauer Bertel Thorvaldsen beflügelte maßgeblich die Antikenschwärmerei von Ludwig I. *Von Reiner Oelwein* Januar, Februar / Seite 15

Tödliche Plagen. Bayern hat viele Epidemien überlebt – mit Schrecklichkeiten und Gegenmaßnahmen, wie sie auch Corona mit sich bringt.
Von Karl Stankiewitz ..... Januar, Februar / Seite 22

Am Wasser den Bergen entgegen. Wie die Hofgärtner die Parklandschaft am Starnberger See von Possenhofen bis Seeseiten gestalteten.
Von Anja Behringer..... Januar, Februar / Seite 28

Präludium zur Kleinen Eiszeit. Zwischen 1569 und 1575 plagte Bayern die längste Hungersnot der frühen Neuzeit. *Von Martin Hille* .... Januar, Februar / Seite 35

Raffinierte Sticheleien. In Nürnberg und Augsburg, den Hochburgen des Kupferstichs in Süddeutschland, entstanden weltweit einmalige Drucke.
Von Achim Riether ..... März, April / Seite 3

Der magische Strich. Der Münchner Stefan Winkler hat sich beruflich und als Künstler dem Kupferstich verschrieben. *Von Karin Dütsch* ..... März, April / Seite 14

Der „Böbel" und sein Aberglaube. Frühzeit der Volkskunde in Bayern: Die „Reliquien"-Sammlung des Joseph Arbogast Erkinger von Seinsheim.
Von Claudius Stein ..... März, April / Seite 21

Verhängnisvolle Titelaneignung. Die Akte Karl Heusinger: Aufstieg und Fall eines Coburgers, der als Volkstribun gefeiert worden war.
Von Alexander Wolz ..... März, April / Seite 26

Ein Bahnhof schrieb Ortsgeschichte. Kirchseeon ist eng mit einem 1868 gegründeten großen Werk zur Herstellung von Eisenbahnschwellen verbunden.
Von Christoph Bachmann ..... März, April / Seite 28

Die Zeitblase retten. Ohne großen Aufwand könnte das Schwellenwerk Kirchseeon ein Tageslichtmuseum zur lokalen Industriegeschichte werden.
Von Margarethe Lehmann ..... März, April / Seite 33

Fürstlich-fränkisches Lustschloss. Als prachtvoll inszenierte Sommerresidenz zog Seehof vor den Toren Bambergs Gäste von nah und fern an.
Von Gerhard Handschuh ..... Mai, Juni / Seite 3

Hochrangige Sicherungsverwahrung. Das Fotoarchiv der Bayerischen Schlösserverwaltung: Ein Fundus für Ansichten von Architekturschätzen und ihren Innenleben.
Von Karin Dütsch ..... Mai, Juni / Seite 9

„Ein Hoch dem alten Bayern". 1921 mussten die bayerischen Einwohnerwehren aufgelöst werden, die für Krach in der Reichs- und Außenpolitik sorgten.
Von Alfred Wolfsteiner ..... Mai, Juni / Seite 15

Zweifelhafte Absichten. Regensburg anno 1546: Waren das Religionsgespräch und der Reichstag nur Finten für Kriegsvorbereitungen?
Von Martin Hille ..... Mai / Seite 20

Raffiniert rausgeputzt. Wissenschaftler dokumentieren und analysieren Kratzputze, die man vor allem noch in Franken entdecken kann.
Von Laura Deglmann ..... Mai, Juni / Seite 26

Unterirdisch faszinierend. Der Schauraum Erasmuskapelle führt multimedial in die Geschichte Kemptens und seines St.-Mang-Platzes.
Von Birgit Böllinger ..... Mai, Juni / Seite 33

Große Bühne – nicht nur fürs Wolferl. Das Würzburger Mozartfest feiert sein 100-jähriges Bestehen. Ein Streifzug durch seine Geschichte.
Von Renate Freyeisen ..... Mai, Juni / Seite 36

Ein ewiges Schmausen und Zechen. Warum das Copyright nicht nur für den Biergarten, sondern auch für das Märzen- und Lagerbier in Franken gilt.
Von Martin Droschke ..... Juli, August / Seite 3

Köstliche Nascherei. Über den Kirschenanbau im Forchheimer Land und die Bettenburger Kirschensammlung.
Von Petra Raschke ..... Juli, August / Seite 9

Ein Lazarett für die Kunst. 30 Jahre Museum SPUR in Cham und ein längst fälliger Blick auf die Gruppe RADAMA. *Von Ines Kohl* ..... Juli, August / Seite 13

Magier des Bühnenbilds. Ein Streifzug durch Jürgen Roses Lebenswerk, das er dem Deutschen Theatermuseum als Vorlass anvertraut hat.
Von Uwe Mitsching ..... Juli, August / Seite 16

Pilgernde Grenzgänger. Zahlreiche Andenken des Sudetendeutschen Museums erzählen von Wallfahrten zwischen Bayern und Böhmen.
Von Klaus Mohr ..... Juli, August / Seite 21

Geschützte Handlanger. Die Spuren führen nach München: Der Erzberger-Mord und die Organisation Consul.
Von Martin Hille ..... Juli, August / Seite 25

Der Bayerndichter als Propagandist. Ludwig Thoma unterstützte tatkräftig und wortgewaltig die rechtsnationale Deutsche Vaterlandspartei.
Von Franz-Josef Rigo ..... Juli, August / Seite 32

„Lieber Freind!" Ludwig Thoma war zwar der Mentor von Lena Christ, ihr Erfolg scheint ihm allerdings nicht gepasst zu haben.
Von Klaus Wolf ..... Juli, August / Seite 37

Von Gaffern und Neidern. Ein Architekturelement mit regionalen Besonderheiten: Viele Bamberger Häuser zieren Masken. *Von Matthias Scherbaum*
..... September, Oktober / Seite 3

Rätselhafte Dame. Die Alma Mater Monacensis auf einem Fenster der Ludwig-Maximilians-Universität wurde rekonstruiert. *Von Matthias Fahrmeir*
..... September, Oktober / Seite 8

Der Kasperlgraf als Pasquillant. Die Karikaturen des Franz von Pocci für die Münchner Herrengesellschaften „Altengland" und die „Zwanglosen".
Von Michael Stephan ... September, Oktober / Seite 13

Spöttisches über Divan-Gelage. In Schloss Sünching ist ein „Türkisches Archiv" aufgetaucht: Original-Pocci-Zeichnungen über eine Männergesellschaft.
Von Claudius Stein ..... September, Oktober / Seite 17

Immerwährende Baustelle. Zur Fertigstellung des Regensburger Domes im 19. Jahrhundert wurde auch die Dombauhütte wiederbegründet. *Von Cornelia Oelwein*
..... September, Oktober / Seite 21

Lustgarten und Asam-Salettl. Schloss Alteglofsheim ist ein kunst- und baugeschichtliches Juwel, das lange Zeit im Dornröschenschlaf lag. *Von Bernhard Setzwein*
..... September, Oktober / Seite 27

Das Porzellan des kleinen Mannes. Für Haus und Herd ebenso wie für die Krankenpflege: Baumann-Emailwaren gingen einst aus Amberg in alle Welt.
Von Uwe Mitsching .... September, Oktober / Seite 32

Königliche Fluchtwege. Unterwegs auf etwas unbekannteren Wegen zu Orten in den Bergen, wohin sich Ludwig II. zurückzog. *Von Sandra Freudenberg*
..... September, Oktober / Seite 35

Hinab ins Dunkel der Seele. 2022 wird der 200. Todestag von E.T.A. Hoffmann begangen, der entscheidende Jahre seines Lebens in Bamberg verbracht hat.
Von Andreas Reuß ..... November, Dezember / Seite 3

Sprechende Akten. Unterlagen aus dem Finanzamt verraten viel über die Wirtschaftsgeschichte, den Alltag und Persönliches. *Von Stephanie Günther*
..... November, Dezember / Seite 8

Von Kaffeerost und Holzzersetzern. In München findet man eine der größten und artenreichsten Pilzsammlungen Deutschlands.
Von Petra Raschke ... November, Dezember / Seite 13

Gefährten für Arbeit, Sport und Freizeit. Bis heute unterhält der Freistaat ein eigenes Gestüt, in dem es um die Zucht und die Haltung von Pferden geht.
Von Claudia Mannsbart
..... November, Dezember / Seite 17

Stolze Tradition. Neuere Forschungen zur Zunft der Münchner Goldschmiede, zu ihrer Markentafel, den Meisterlisten und Wappenbüchern. *Von Matthias Klein*
..... November, Dezember / Seite 22

Frankenpatriotismus an Weihnachten. Wie in Bamberg das Krippenverbot von 1803 zum Widerstand gegen die Annexion durch die Wittelsbacher interpretiert wurde. *Von Martin Droschke*
..... November, Dezember / Seite 30

Knirpse mit Mitra. Weihnachtliches aus Bamberg im 16. Jahrhundert. *Von Gerhard Handschuh*
..... November, Dezember / Seite 36

Unser noch unerforschtes Bayern

Die Seite 2 jeder Ausgabe
Von Bernhard Setzwein

Jessas, wenn Trump Asyl sucht! Missbrauchtes Eggenfelden. ..... Januar, Februar

Waldmünchen in der Weltliteratur: Zwangsstopp an der Grenze. ..... März, April

Stammvater der Mundartdichtung. H. C. Artmann zum 100. ..... Mai, Juni

Wikinger am Main. Neues über die Ursprünge der Franken. ..... Juli, August

Freizeitregent aus Togo: In Bayern weilt auch heute ein König. ..... September, Oktober

Stallreine Rindviecher: Sind Wildbiesler lernfähig? ..... November, Dezember

Das Schmuckstück – auf den Schlussseiten

Benedict Fürstenfelders **Prunkuhr**.
Von Uwe Mitsching ..... Januar, Februar

Pettstadter Becher: Ein seltener liturgischer Beleg.
Von Karin Dütsch ..... März, April

Forelle mit scharfem Innenleben: Neues Kunstkammerstück im Nationalmuseum. *Von Ubay* ..... Mai, Juni

Ein Altargemälde mit der **hl. Rosalia:** *Italienità im süddeutschen Barock. Von Claudius Stein* .... Juli, August

Jacobus Vrel: Monografie als Trost für eine geplatzte Ausstellung. *Von Karin Dütsch* .... September, Oktober

Warum in der Würzburger Residenz **Sultanporträts** hängen. *Von Karin Dütsch* ..... November, Dezember

Das Schmuckstück

Faszinierendes Morgenland: Warum in der Würzburger Residenz eine **Ahnengalerie osmanischer Herrscher** hängt

Zwischen Bedrohung und Begeisterung hat das Bild im Abendland geschwankt, das man im 16. Jahrhundert von den Osmanen hatte: Im Jahrhundert zuvor hatten sie Konstantinopel erobert, 1529 waren sie weit in den Westen vorgerückt und hatten die Habsburgermetropole Wien belagert, zum Ende des Jahrhunderts tobten die Türkenkriege. Allem Argwohn zum Trotz war man fasziniert von orientalischer Exotik: All die ungewöhnliche Kleidung aus edlen Stoffen, die grandiosen Teppiche mit phantastischen Mustern, all die märchenhaften Kunstschätze und die fremden Bräuche, von denen Gesandte berichteten. Abendland und Morgenland pflegten natürlich den diplomatischen Austausch. Unübersehbar hatte sich das Osmanische Reich in politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht zu einer Großmacht entwickelt, die man nicht ignorieren konnte. Man begegnete osmanischen Herrschern auf Augenhöhe – nicht selten in Gemäldegalerien, für die Kunstsammler (etwa die Medici) Sultanbildnisse orderten, selbst wenn diese so gut wie nie authentische Porträts zeigten.

Sultan Bayezid I. FOTO: BAYERISCHE STAATSGEMÄLDESAMMLUNGEN

Eine der großen Weltbühnen, auf der man Kontakte pflegte, wo die Kulturen in faszinierender Dichte zusammentrafen, war die Handelsdrehscheibe Venedig. Nicht nur, dass die Republik an der Adria ein Hotspot für Geschäftsleute und Reisende aus und in aller Herren Länder war, die Serenissima war es auch für Künstler: Der inspirierenden Motive wegen, und auch, weil dort lukrative Aufträge zu ergattern waren.

Charakteristisch für die venezianische Malerei waren das subtile Spiel mit Farben und die sensible Wiedergabe von Oberflächen. Aus ihrer Blütezeit lassen sich große Namen auflisten: Bellini, Giorgione, Tizian, Tintoretto, Veronese – man unterhielt Werkstätten mit vielen namenlosen Helfern. Die brauchte es auch zum Beispiel für einen Auftrag, der 1578 an Paolo Veronese herangetragen wurde: 14 Porträts osmanischer Sultane von Osman I. (1258/59 bis 1326) bis zum aktuell herrschenden wurden binnen Jahresfrist in seiner Werkstatt gemalt. Ursprünglich sollte der venezianische Handelsvertreter in Konstantinopel auf Wunsch von Großwesir Sokollu Mehmed Pascha nur existierende Porträts der vordem Herrschenden zusammentragen, was jedoch nicht gelang. Also ließ man in Venedig kurzerhand die Ahnengalerie der Osmanen malen – mehr oder weniger nach der Phantasie, nur von den Herrschern der jüngeren Zeit gab es relativ authentische Bilder. Auffallend ist das Bemühen um variierende Physiognomien.

Die Bildnisse wurden nach Konstantinopel geschickt – damit war die Sache erledigt. Man weiß nicht, wo sie hingen und ob sie gefallen haben. Anders in Venedig: Dort war die Begeisterung über das Projekt so groß, dass ein unbekannter Auftraggeber (der Senat der Stadt? Oder gar Paolo Veronese selbst?) zeitgleich Kopien orderte. Und von denen ist, anders als von den Originalen in der heutigen Türkei, noch die komplette Serie erhalten – und zwar in der Bayerischen Staatsgemäldesammlung, die die Porträts in der Staatsgalerie in der Residenz Würzburg dauerhaft zeigt. Dass die Serie komplett erhalten ist, lässt auf die Wertschätzung schließen. Schon wenige Jahrzehnte nach ihrer Entstehung taucht sie in der kurfürstlichen Sammlung in der Pfalz auf. Im Dreißigjährigen Krieg unter spanischer Besatzung verschwanden einige der Bildnisse – auf Nachforderung von Kurfürst Maximilian I. wurde sie dann aber wieder ausgehändigt und im Herbst 1636 nach München gebracht.

Karin Dütsch

Service

Die Geschichte dieser Sultansporträts ist eine der interessanten Hintergründe, die man aus dem neuen, reich bebilderten Band *Venezianische Malerei. Staatsgalerie in der Residenz Würzburg* erfährt. (Hrsg. Andreas Schumacher, Verlag Schnell und Steiner, Regensburg, 2021, 168 Seiten, 16 Euro. ISBN 978 3 7954 3556 1)